Jahrgang 64. St. Louis, Mo., 6. Dezember 1917. Heft 10.

Die Abendschule



LOUIS LANGE PUBLISHING COMPANY, - - - - ST. LOUIS, MISSOURI.



COPYRIGHT 1917 BY THE PROCTER & GAMBLE CO., CINCINNATI

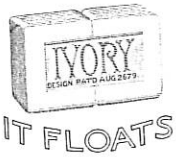
Die Pflege der Haut ist für die Schauspielerin vielleicht wichtiger als für irgend jemand sonst. Sie muß es verstehen, dieselbe in solchem Zustande zu erhalten, daß sie das tägliche, oft zweimalige tägliche Auftreten aushält.

Nicht bloß müssen die Poren gereinigt werden vom verstopfenden Puder, so daß sie atmen können, sondern die benutzte Seife darf die bereits empfindliche Haut weder reizen noch entzünden.

Offenbar gibt es da Arbeit für Ivory, und Ivory tut sie in Ankleidezimmern überall.

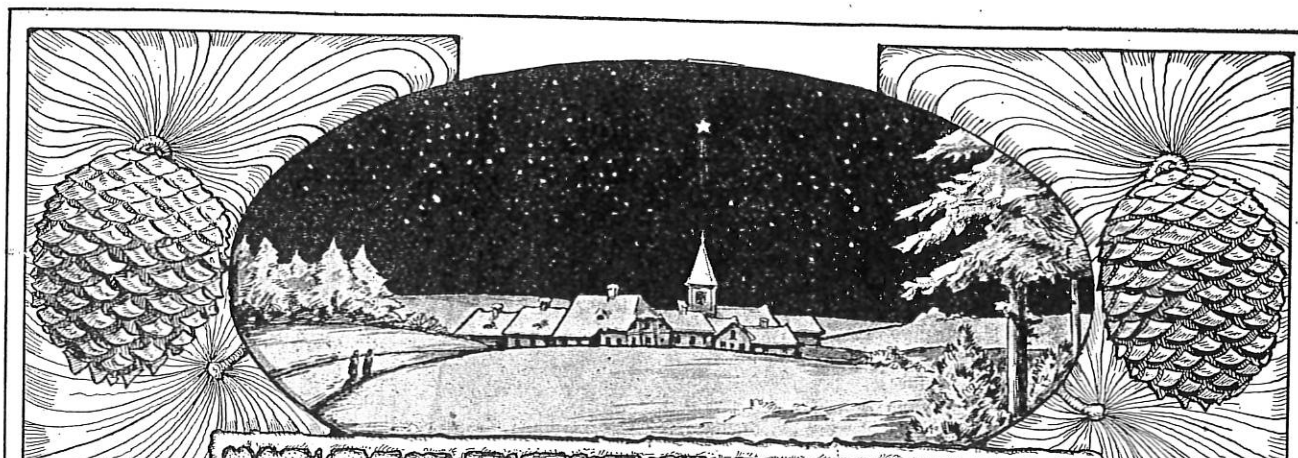
Der reichliche Ivory-Schaum reinigt gründlich und befreit die Haut von allen schädlichen Stoffen. Und wegen der Abwesenheit harscher, minderwertiger Zutaten ist die Wirkung dieser Seife so mild, daß die Haut gesänftigt und erfrischt wird.

Ivorys Gründlichkeit samt Ivorys Milde erhält die Haut in ihrer natürlichen gesunden Beschaffenheit.

Ivory-Seife .... 

.... 99 44/100 % rein.

Fabriken zu Ivorydale, Ohio; Port Ivory, New York; Kansas City, Kansas; Hamilton, Canada.



Weihnachtsgruß der „Abendschule".

Weihnachten, das schönste aller Feste, naht wieder und ruft ins Jammertal: „Vom Himmel hoch da komm' ich her"! Wohl noch nie ist die alternde Erde ein so ausgedehntes Jammertal gewesen wie heute. Mit immer größerer Erbitterung wird der Weltkrieg in seinem vierten Jahre weiter gekämpft, blutgetränktere und zerwühltere Schlachtfelder hat niemals die Erde gesehen, solche Aufgebote junger Mannesblüte haben nie zuvor die trauten Heimstätten verlassen müssen, des Klagens und Weinens und Wehleids ist mehr denn je, immer grausiger ist des Todes Ernte, und Hunger und Teuerung pochen in kalter Winterzeit immer heftiger, herzloser unter allen Völkern an die Hütten der Armen. Und doch ist die Gegenwart eine ungewöhnliche Festzeit! Das diesmalige Reformationsfest war ein ganz seltenes, überaus gnadenreiches Jubiläum. Sind es doch 400 Jahre her, daß Gott durch Luther der Menschenwelt aufs neue sein Evangelium bescherte, die schier erloschene Leuchte auf dem dunklen Pilgerwege neu entzündete und sie seither immer heller, besonders hier, hat erstrahlen lassen! Das Fest ist denn auch überall in der Kirche Luthers von jubelnden Scharen gefeiert worden — in St. Louis z. B. von 16,000 Frohlockenden im Coliseum, der größten hier jemals auf einer Stelle zusammengescharten Festmenge. Niemand unter den Lebenden wird je wieder ein so denkwürdiges Jubiläum mitbegehen. Dann kam der Danktag und erinnerte die Bürger unseres Landes daran, daß wir, während in allen übrigen Reichen der Welt die Felderträge zurückgeblieben sind, die größte Gesamternte aller Zeiten eingeheimst haben. Und das sollte nicht auch große Gnade und guter Grund zur Freude sein? Und jetzt naht Weihnachten, das größte aller Freudenfeste, das der ganze Erdkreis feiert, selbst mitten im Kampfesgetobe. Aber auch das diesmalige Weihnachten hat ein besonderes Merkmal. Bei Bethlehem, bei Jerusalem, an den Stätten, wo einst der himmlische Herold die Freudenkunde meldete, wo die Engelheere jubilierend sangen, wo das Heil der Welt geboren und erschien, wo das Heil aller Menschen erworben und teuer erkauft wurde, stampft jetzt der zermalmende Eisenfuß des Weltkrieges einher. Wahrlich, die drei Feste sind heuer mehr als Freudenfeste, laut appellieren sie mit unmißverständlicher Sprache an Herz, Mund und Hand! Das herrliche Reformations-Jubiläum bezeugt uns in erhöhterem Maße als das jährliche Reformationsfest, daß alle, welche die große Gnadengabe besitzen, die der Welt durch Luther beschert wurde, höchsten Fleiß tun mit Herz, Mund und Hand, um immer mehr Menschen mit dem seligen Lichte des Evangeliums zu beglücken. Der Danktag mit seiner Erinnerung an die Riesenernte erinnert uns in erhöhtem Maße, weil zugleich Not und Hunger und Teuerung ihr Zepter schwingen, an das rechte Danken mit Herz, Mund und Hand. Und in der Nähe wie in der Ferne hat heute jeder im Leiblichen wie im Geistlichen vermehrte Gelegenheit zum Wohltun und Mitteilen. Und diese Gelegenheit krönt das liebe Weihnachtsfest, während an der Geburtsstätte des Heilandes selbst die große Weltverheerung tobt. O, durch den schrecklichen Kontrast strahle die Gottesgabe von Bethlehem mit ihrem rettenden Lichte und Himmelstroste um so weiter und voller durch das arme Jammertal der Erde! Die Geburt des Heilandes zur Rettung der Sünderwelt erinnere heute um so lauter an das Wiederkommen des Heilandes, gegen dessen Erscheinen in himmlischer Majestät und Herrlichkeit alle Heeresmacht der Erde zerstiebt. Eindringlichst, fürwahr, mahnt das heurige Weihnachten, das schönste Freudenfest der Erde, Herz, Mund und Hand! Mit der großen Not der Zeit erinnert es vollends an das freudenreichste, ewige Weihnachten. Dann will ja der König aller Könige zu denen zu seiner Rechten sagen: „Kommet her, ihr Gesegneten meines Vaters!" Warum sind sie denn Gesegnete? Ei, sie haben ihn gespeist, ihn getränkt, ihn beherbergt, ihn bekleidet, ihn besucht und ihm geholfen; denn was sie einem seiner geringsten Brüder getan, das haben sie ihm getan (Matth. 25, 31—40). O, überschwenglich gesegnetes Fest, das Herz, Mund und Hand recht feiern, in freudigem Glauben, heute und immerdar! Welchem Leser könnte die „Abendschule" ein gesegneteres Weihnachten wünschen? W.

Louis Lange Publishing Co., St. Louis, Mo.

Feines Weihnachtsgeschenk! **Ganzer Jahrgang nur $2.**



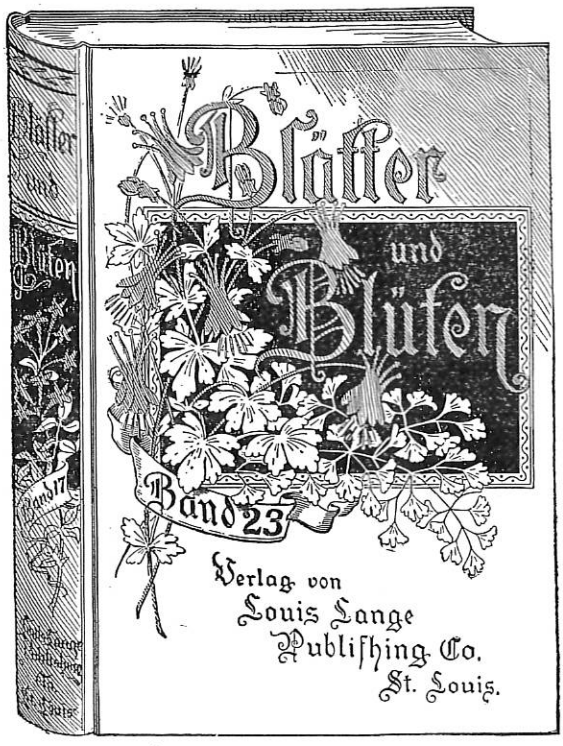
Die „Abendschule" ist jetzt im 64. Jahre ihres Erscheinens. Sie ist ein illustriertes Familienblatt von ausgesprochen christlichen Grundsätzen und echt amerikanischer Loyalität. Sie wird in der deutschen Sprache gedruckt, und ihr einziges Ziel ist, dem christlichen Heim, und zwar jung und alt darin, gesunde Erbauung, wahre Belehrung und moralische und nützliche Unterhaltung zu liefern. Ihr Feld ist breit und weit, es umfaßt Wissenschaft und Kunst, Literatur und Jugendausbildung, Naturgeschichte, Weltgeschichte, besonders nationale Geschichte, Erd- und Völkerkunde, Lebensbeschreibung, Ackerbau und Industrie, Haus und Garten, Küche und Tisch, Handarbeit und Moden, — vor allem aber durchweht der Geist des Christentums und treuer Amerikanismus den gesamten Lesestoff. Es ist keine Prahlerei, zu behaupten, daß die „Abendschule" in den 64 Jahren ihres Bestehens ihr redlich Teil dazu beigetragen hat, Tausende auf Tausende von deutschen Einwanderern, sowohl in den Städten als auch besonders in den Landbezirken, zu guten, treuen Bürgern zu machen. Die „Abendschule" hat noch heute viele Leser von der ersten Nummer an. Tausende ihrer Leser lassen die Jahrgänge binden, und sie liefert ihnen dazu die Einbanddeckel; die Bände sind dann dem Hause eine beständige Quelle der Belehrung und Erholung. In ihren Jahrgängen hat die „Abendschule" reichlich amerikanische Geschichte beschrieben, sie hat aber auch Bücher wie „Der Unabhängigkeitskrieg" und „Der Bürgerkrieg" veröffentlicht. Tausende von Pastoren, Lehrern, Gebildeten und Laien, Leute in hohen und niederen Lebensstellungen, zählen zu den Lesern und Freunden dieses Familienblattes, dessen Mission unter der deutschsprachigen Bevölkerung des Landes stets war, was sie heute ist, nämlich unter jung und alt die Furcht Gottes, die Liebe zu Land und Flagge und gehorsames, loyales Bürgertum zu fördern. Dies ist nicht eine leere Behauptung, sondern kann leicht durch eine Menge schwerwiegender Zeugnisse aus dem großen Leserkreise bestätigt werden.

LOUIS LANGE PUBLISHING COMPANY, ST. LOUIS, MO.

☞ **Diese Weihnachtsnummer als Festgruß an irgendeine Adresse für 15 Cents.** ☜

„Blätter und Blüten" Band 23.

Eine Weihnachtsgabe für den Familientisch.



Für alle Leser, deren Subskription auf die „Abendschule" mit dem 1. Januar beginnt, ist dies prächtige Jahrbuch jetzt zu haben. Es wird ihnen für 75 Cents verabreicht, — im Buchhandel kostet es $1.50.



Die Kirche zu Basse. (Illustrationsprobe, S. 99.)

„Blätter und Blüten" Band 23 enthält eine Fülle überaus schöner Erzählungen und Gedichte, wertvolle Aufsätze und Beschreibungen, eine Abteilung „Jugendfreuden", eine andere „Für die Kleinen", eine dritte „Erprobte Küchenrezepte". Der Band ist mit vielen Bildern geschmückt, wie auch mit 7 farbigen Einlagen.

Ein Buch für alle — 75 Cents.

LOUIS LANGE PUBLISHING CO., = = ST. LOUIS, MO.

Macht hoch die Tür.



2. Er ist gerecht, ein Helfer wert,
Sanftmütigkeit ist sein Gefährt,
Sein Königskron' ist Heiligkeit,
Sein Zepter ist Barmherzigkeit,
All unsre Not zum End' er bringt,
Derhalben jauchzt, mit Freuden singt:
Gelobet sei mein Gott,
Mein Heiland, gross von Tat.

3. Komm, o mein Heiland Jesu Christ,
Mein's Herzens Tür dir offen ist;
Ach, zeuch mit deiner Gnade ein,
Dein Freundlichkeit auch uns erschein',
Dein Heil'ger Geist uns führ' und leit'
Den Weg zur ew'gen Seligkeit.
Dem Namen dein, o Herr,
Sei ewig Preis und Ehr'.



Fröhliche Weihnacht.

Ein Prachtgeschenk für die Familie, Verwandte und Freunde.

Man hat wohl in jedem Hause schon oft die Erfahrung gemacht, daß, wenn einmal recht fröhlich eine ganze Reihe der köstlichen Weihnachtslieder gemeinschaftlich gesungen werden soll, noch dazu mit Pianobegleitung, man das eine Lied in diesem, das andere in jenem Gesang- und Liederbuche zu suchen hatte. Es war dann immer unangenehm, wohl auch umständlich und mühsam, alle die erwünschten Lieder, die man gerne singen wollte, zusammenzufinden. Vielleicht wurde auch eins in Vorschlag gebracht, das in gar keinem der vorhandenen Liederbücher zu finden war und das man doch so gerne noch gesungen hätte. Ist es also nicht ein willkommener Dienst, den dieses praktische Weihnachtsliederbuch — **„Fröhliche Weihnacht"** — allen erweist? Das bedarf gar keiner weiteren Begründung. „Fröhliche Weihnacht" enthält alle die beliebtesten und gern gesungenen Christfestlieder beisammen in **einem** Bande. Da kann man von Nr. 1 bis zum Ende des Buches singen, ohne es aus der Hand zu legen, ohne nach einem anderen Liederbuche greifen zu müssen.

Preis, $1.00. Porto 10c.



SONGS THAT NEVER GROW OLD.

Eine großartige Sammlung alter beliebter Lieder. 252 Lieder in englischer Sprache. Amerikanische Lieder, deutsche Lieder, schottische Lieder, Heimatlieder, patriotische Lieder, College-Lieder, religiöse Lieder, Nationallieder u. s. w. Ein Buch für jede „Abendschule"-Familie! Dies ist eine ebenso wertvolle wie auch praktische Liedersammlung, weil die Lieder in zwei Inhaltsverzeichnissen alphabetisch aufgeführt werden, nämlich im ersten nach den Anfangsworten und im zweiten auch alphabetisch und mit Anfangszeile unter den Rubriken: Heimat-, College-, Religiöse, Patriotische, Nationallieder u. s. w.

Preis, $1.25 portofrei.



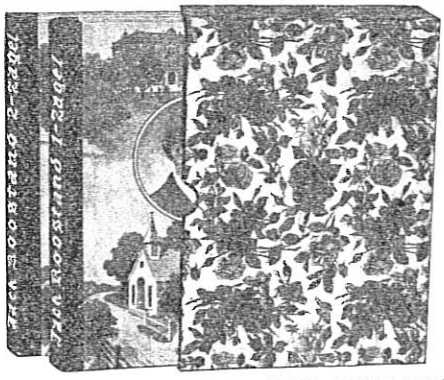
Liederschatz.

Band 1 und 2 in schönem Futteral.

Eine Sammlung der schönsten älteren und neueren deutschen Volkslieder mit Pianobegleitung, samt Anhang: Alpenlieder.

Wahrlich, schön ist's, wo viel gesungen wird! Dieser „Liederschatz" sind zwei ansehnliche Bände von 8½×11½ Zoll Größe und je 160 Seiten, mit klarem, scharfem Druck.

Preis: $1.25 der Band portofrei, beide Bände im Futteral $2.25 portofrei. Stark broschiert, 75c pro Band, beide Bände $1.50 portofrei.



Jack Roostand.

Band 1 und 2.

Der Preis jedes Bandes einzeln beträgt $1, portofrei, für beide Bände in einem schönen Rosenfutteral, $2, portofrei.

Diese beiden schönen Bände eignen sich ganz besonders als **Festgeschenke** oder **Geburtstagsgabe.**

In diesen Schilderungen hat der Verfasser, H. Zagel, der als Schriftsteller und Erzähler seit langen Jahren den Lesern der „Abendschule" bekannt ist, wohl sein Bestes geliefert. Er beschreibt im ersten Bande, mit den Weihnachtsferien des College-Schülers und seinem Primajahr beginnend, in 11 Kapiteln, die alle prächtig mit Bildern geschmückt sind, besonders die Einführung des Kandidaten an der Cherokee Creek und die ersten Jahre seiner Wirksamkeit, endend mit einer Hochzeit und Jacks Verlobung. Im zweiten Bande plaudert er ergötzlich über diese Verlobung, Jacks Missionsreisen und seine Hochzeit, wiederum in 11 reich illustrierten Kapiteln. Als unterhaltende, das Berufsleben eines College-Schülers und eines jungen Pastors lebendig und wahrheitsgetreu schildernde, mit viel Humor wie aber auch mit viel Lehre und Erbauung ausgefüllte Lektüre ist Jack Roostand zweifelsohne ein Buch, das alt und jung mit höchstem Genuß lesen und das sie gerne jederzeit einmal wieder zur Hand nehmen, um sich eine angenehme Stunde damit zu bereiten.

LOUIS LANGE PUBLISHING COMPANY, - - - - - - - - - - - - ST. LOUIS, MO.

Die Abendschule

Ein illustriertes Familienblatt

Jahrgang 64. St. Louis, Mo., Donnerstag, den 6. Dezember 1917. Heft 10.

Fröhliche Weihnachten!

In die aufgeregte, vom Machtgebot des Kaisers Augustus in Bewegung gesetzte Menschenwelt rief des HErrnherrn Herold vom Himmel hoch die Weihnachtsbotschaft: „Euch ist heute der Heiland geboren!“ Alsbald liefen die Hirten auf dem Felde eilends nach Bethlehem, aus dem heidnischen Morgenlande kamen die Weisen zu dem Kinde in der Krippe, selbst der König Herodes fragte nach ihm, und die selbstgerechten Schriftgelehrten und Pharisäer stellten Forschungen an. Alljährlich noch, ja, je länger desto mehr bewegt, was einst in Bethlehem geschah, den Erdkreis. Weihnachten ist das Fest der Feste geworden in der ganzen Welt! Selbst der entsetzlichste, blutigste, die ganze Menschenwelt in Mitleidenschaft ziehende und alle Länder verarmende Weltkrieg schafft es nicht ab. Auch das Suchen und Fragen nach dem Kindlein hat nicht ab-, sondern zugenommen. Alle Jahre wieder eilen, wie einst die Hirten, immer größere Scharen der Gläubigen im Geiste nach Bethlehem, in die Gotteshäuser zur Krippe. Zwar tönen auch gerade dem Weihnachtsfeste vorauf viele Wüstenstimmen durch die Menschenwelt, die Stimmen der Eigenliebe, die reiche Geschenke begehrt, des Eigennutzes, der um ein gutes Weihnachtsgeschäft sich müht, Stimmen, die zu toller irdischer Freude aufrufen, Stimmen, die eigene Gerechtigkeit und Nationalstolz preisen, aber vom Sünderheiland schweigen, — lauter Wüstenstimmen; aber auch sie müssen, wollend oder nicht wollend, wie Herodes und seine Schar, auf Weihnachten hinweisen. Gerade die Wüste aber mußte einst zum Leben rufen, gerade die kriegsverwüstete Erde hat heute alle Ursache, zum Lebensfürsten ihre Zuflucht zu nehmen! Gerade aus der Wüste rief Johannes, der Vorläufer: „Ich bin eine Stimme eines Predigers in der Wüste: Richtet den Weg des HErrn!“ Aus der Wüste ließ er die große Frage hinausgehen: „Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines andern warten?“ Und das ist noch heute die große Frage, die für jeden Sterblichen über Zeit und Ewigkeit entscheidet. Unzählige haben die Antwort gefunden, unzählige finden sie mit jedem neuen Weihnachtsfeste, unzählige haben sie in dieser wüsten Kriegszeit gefunden und sind selig geworden in ihrer Weihnachtsfreude und ihrem Frieden; unzählige andere aber irren noch heute hin und her, warten eines andern, warten auf ein Glück und Heil, das sie in der Welt suchen, warten fort und fort vergebens. Nein, Weihnachten stellt auch ihnen immer wieder die große Frage, diese Frage läßt den Menschen keine Ruhe. Sie wird erst dann verstummen, wenn der HErr wiederkommt und durch seine Erscheinung allem Fragen für immer ein Ende macht; sie verstummt aber schon hier in jedem Herzen und Gewissen, das, wie die Hirten, wie die Weisen, an dieses Kind sich hält. Da zieht die rechte Weihnachtsfreude ein! Mag der Kampf toben, der Tod rasend würgen, die Teuerung grausam drücken, alles aus Rand und Band geraten, ja, die Hügel weichen und die Berge einfallen, im Stalle zu Bethlehem liegt, um ganz unser eigen zu werden, der Schöpfer und Erhalter aller Dinge, der unser Fleisch und Blut annimmt, um uns zu helfen aus aller Not, Sündennot und Kriegsnot, uns den Frieden mit Gott zu bringen, uns zu erlösen, unsere Schuld zu tilgen, uns das Paradies zu erschließen, uns ins ewige Leben zu führen. In der Tat, dort im Stalle zu Bethlehem sind alle Fragen gelöst, die Not- wie die Kriegsfrage, auch die soziale Frage. Denke dir tausend mal tausend Menschen zusammen, denke dir so viele wie Dollars im „Liberty-Loan“ und allen andern Kriegsanleihen auf einen Haufen, meinst du, daß es bei ihnen eine soziale Frage, eine Notfrage, eine Kriegsfrage geben werde, wenn sie alle von der rechten Weihnachtsfreude, vom Glauben an ihren HErrn und Heiland durchdrungen sind? Sie stehen vor dieser Tatsache: der große Gott vom Himmel, dem die Tore aller Paläste aufstehen, läßt seinen einigen Sohn, Gott wie er, in einem Viehstalle, als Kind ärmster Eltern geboren werden zu aller Welt Heil und Rettung! Wer d a s bernimmt, halten bei ihm nicht Demut und Liebe ihren Einzug? Wer das gläubig schaut, findet der nicht im Kripplein JEsu die Versöhnung der Welt, aller Stände, die wahre Weltverbrüderung? Wahrlich, der kann die Worte des Heils nicht genugsam hören und im Herzen bewegen: „Kündlich groß ist das gottselige Geheimnis: Gott ist offenbart im Fleisch. Es ist erschienen die heilsame Gnade Gottes allen Menschen. Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit. Daran offenbarte sich die Liebe Gottes, daß Gott seinen eingeborenen Sohn sandte in die Welt, daß wir durch ihn leben sollen. Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“ Wahrlich, das ganze Weltall ist nichts gegen die Weihnachtsbotschaft: „Euch ist heute der Heiland geboren!“ Allen Lesern fröhliche Weihnachten!“ W.

Aus der Zeit für die Zeit.

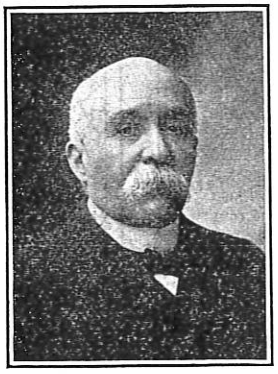
Kerenskys Sturz.

True translation filed with the postmaster at St. Louis, Mo., on November 30, 1917, as required by the Act of October 6, 1917.

Als Flüchtling, als Matrose verkleidet, so heißt es, irrt Alexander Kerensky in Rußland umher. Ihm folgen die Flüche derer nach, die in ihm den Retter, den „Riesen" gesehen haben, der nach alter Sage in Rußlands schwerer Notstunde erstehen werde. Die Gelegenheit, ein „Riese" zu werden, klopfte an dieses Mannes Tür nicht einmal, sondern monatelang. Er war eine fesselnde Figur. Denn daß ein bis dahin unbekannter Mensch im weiten Russenreiche, dem größten Staatswesen der Welt, bis zur Diktatur über Nacht emporklimmen konnte, lediglich durch die Wucht seiner Persönlichkeit und Beredsamkeit, sagt der lebhaften Einbildungskraft ungemein zu. Aber der Führer der Revolution und das Haupt der provisorischen Regierung war nicht imstande, der Freiheitsbewegung die richtige Bahn anzuweisen, es fehlte ihm an wahrem Führertalent und richtiger Organisationsgabe, und über Nacht, wie er gekommen war, stürzte er vom tarpejischen Felsen. Zuerst hatte er mit ganzem Herzen die kleinen Leute umfaßt und sich für die Besserung ihrer wirtschaftlichen Lage aufzuopfern versprochen, bald aber wurde er von einer hinterlistigen Politik in Kompromisse verstrickt, und als er in dem Bemühen, die Disziplin in der Armee wiederherzustellen, die Todesstrafe hinter der Front aufs neue einführte und sogar sagte, sein Herz blute, aber mit ganzer Seele werde er töten, und als er wieder mit General Korniloff, der ihn hatte stürzen wollen, sich verband, um für Rußland den ersehnten Frieden hinauszuschieben, da brachten ihn die mächtig erstarkten Bolschewiki zu Falle. Mit einem Heere zog er gegen sie, neue Ströme Blutes forderte die Revolution, in Petersburg, Moskau, Gatschina, Kiew verloren Tausende ihr Leben, aber die Friedenspartei siegte, und Kerensky, wie eine Rakete gestiegen, verschwand von der Bildfläche.

Clemenceau Ministerpräsident.

True translation filed with the postmaster at St. Louis, Mo., on November 30, 1917, as required by the Act of October 6, 1917.



Eugene Clemenceau.

Zum zweitenmal während seiner sensationellen politischen Laufbahn leitet jetzt Eugene Clemenceau als Ministerpräsident die Geschicke Frankreichs. Von Beruf ist er zudem Arzt, ob er nun aber das Siechtum, an dem Frankreich infolge seiner ungeheuren Menschenverluste leidet, zu heilen und den als Heilmittel verschriebenen „Sieg" zu liefern vermag, wird erst die Zukunft lehren müssen. Seine Erfahrung, seine an allen Amtsvorgängern geübte bittere Kritik, sein hohes Alter von 76 Jahren sollten ihm zu statten kommen. Ein begabter Redner, schlagfertig, voll beißenden Spottes, gelang es ihm, den Sturz von 15 Ministerien herbeizuführen, dadurch, daß er allemal im entscheidenden Moment die Kammer zur Verweigerung eines Vertrauensvotums zu bewegen wußte. An Kosenamen fehlt es ihm daher nicht; das Volk nennt ihn „den Tiger", „Totengräber der Minister", „Sturmvogel der Republik", den „roten Indianer", den „Yankee Schulmeister" u. dgl. Er war allezeit ein überzeugungstreuer Republikaner, und jetzt soll er beweisen, daß er in kritischer Zeit Frankreich helfen und es besser machen kann als seine Vorgänger. Man kann sich leicht die Begeisterung vorstellen, mit welcher die lebhaften Franzosen seine Prinzipienerklärung, die er in einer Rede vor der Deputiertenkammer darlegte, begrüßten. Mit 418 gegen 65 Stimmen erhielt er ein Vertrauensvotum; nur die Sozialisten vergaßen es ihm nicht, daß er einst Militär gegen Streiker aufbot. „Mit verdoppelter Kraft den Krieg zu führen" lautet sein Wahlspruch. Alle, Männer, Frauen und Kinder, sollen helfen, was in ihren Kräften steht, den Sieg zu erringen, damit jedermann nachher sagen könne: „Ich war mit dabei!" Alle, alle will er zu „Poilus" (Kriegern) machen. Wird er seiner Aufgabe gewachsen sein?

Wahre Höllenschlünde.

True translation filed with the postmaster at St. Louis, Mo., on November 30, 1917, as required by the Act of October 6, 1917.

Auf den Kriegsschauplätzen öffneten sich wahre Höllenschlünde. Kerenskys Heer wurde blutig zurückgeschlagen, er selbst verschwand durch heimliche Flucht. Bei Aufständen in Petersburg und Moskau floß Blut in Strömen, endlich aber erlangten die Bolschewiki (Arbeiter und Soldaten) die Oberhand, und Lenins Kabinett trat sofort mit Deutschland in Unterhandlungen über Frieden resp. Waffenstillstand ein. General v. Ludendorff, Generalquartiermeister der deutschen Armeen, eilte mit großem Stabe an die Front, aber Deutschland will nur mit einer verantwortlichen Regierung unterhandeln. Finnland, Sibirien, Ukraine und Kaukasus haben sich von Rußland losgesagt. In Norditalien brachen, sobald durch Beseitigung der Staudämme des unteren Piave-Flusses der Vormarsch der deutsch-österreichischen Heere aufgehalten war, um einzelne Höhenstellungen entsetzliche Kämpfe los. Ueber 1,000 Geschütze waren da in beständiger Tätigkeit, die Berggipfel spieen Flammen und Geschosse wie lauter Vulkane, aber den Stürmenden gelang es doch, die Hochburgen Monte Prassolan, Quero und Monte Tomba samt 1,100 Italienern zu nehmen. Am 25. November langten die ersten britisch-französischen Verstärkungen an. Um sogleich den hart bedrängten Italienern Luft zu schaffen, überraschte General Haig plötzlich bei Cambrai an der Westfront nach einem Plane Pershings die Deutschen. Ohne vorbereitende Kanonade ließ er über hundert Panzertanks, gefolgt von Infanterie und dann von Kavallerie, gegen die Hindenburg-Linie im Sturmangriff vorrücken, und sie drangen bis zur zweiten Gräbenreihe. Tagelang erfolgte nun blutiger Gegenstoß auf Gegenstoß und Handgemenge auf Handgemenge. Die Deutschen behaupten, alle Angriffe abgeschlagen und zahlreiche Tanks zerschossen zu haben; Haig behauptet, Boden gewonnen zu haben, und griff dann wieder bei Ypern mit erneuter Stoßkraft an. Generalleutnant Byng, der mit der 3. Armee den Vorstoß auf Cambrai ausgeführt hatte, wurde zum General befördert. Die Engländer wollen 9,700 Gefangene gemacht haben, und ganz England beging einen Festtag. Um Haig zu unterstützen, griffen die Franzosen bei Verdun an und eroberten etwas Terrain. Ueber eine Pariser Rede, in welcher er den Mangel einheitlicher Kriegsführung der Alliierten beklagte, heftig angegriffen, beruhigte Lloyd George das Parlament und erklärte auch, die Gefahr der U-Boote sei im Schwinden, 5 seien an einem Tage vernichtet worden. Die Deutschen aber scheinen nun die neue Ozean-Route der Alliierten ausgekundschaftet zu haben, die nach den Azoren (zu Portugal gehörig) führt, und proklamierten um diese Inseln her eine neue Kriegszone. Zwei britische und ein amerikanischer Zerstörer fielen Tauchbooten zum Opfer, und zwei amerikanische Torpedoboote versenkten ein deutsches Tauchboot. Clemenceau bildete ein neues französisches Kabinett. Japan ließ sich von Amerika gegen etwaige Lieferung von sehr benötigtem Eisen und Stahl nicht bewegen, Truppen und Schiffe für Europa herzugeben. In Bagdad erlag General Maude, Führer des englischen Einfallheeres in Mesopotamien, plötzlich der Cholera, aber in Palästina drang das britische Einfallheer bis vor die Tore Jerusalems.

Die Konferenz von Paris.

True translation filed with the postmaster at St. Louis, Mo., on November 30, 1917, as required by the Act of October 6, 1917.

Eine Konferenz der Alliierten tagt jetzt unter Beteiligung der Vereinigten Staaten in Paris, von der man wichtige Ergebnisse erwartet. Der Zweck ist zweifellos der, die zukünftige Kriegsführung in die Hand einer gemeinsamen Behörde zu legen. Und dafür wäre es hohe Zeit. Der hauptsächliche Uebelstand war bisher, daß die Alliierten keinen einheitlichen Feldzugsplan befolgten. Jede Nation handelte nach eigenem Ermessen, und meist traten dabei selbstsüchtige politische Ziele in den Vordergrund. Rußlands schwere Niederlage in Polen im Jahre 1915 wurde großenteils dadurch herbeigeführt, daß es seine Truppen, statt sie gegen die deutschen Heere zu konzentrieren, über ein weites Gebiet nach Galizien und Ungarn hinein zersplitterte, weil es eben diese Landstriche dann beim Friedensschlusse zu behalten hoffte. Rumänien machte einen ähnlichen Fehler: es warf seine Truppen flugs hinüber nach Siebenbürgen, weil es dieses Land als Kriegsbeute anzugliedern beabsichtigte. Italiens Eifer, das Gebiet im Norden, das es sich einzuverleiben bestrebt war, so rasch als möglich zu erobern, war vielleicht die Hauptursache seiner jetzigen Niederlage. Sogar Frankreich beging den Fehler, gleich beim Kriegsbeginn hastig in Elsaß-Lothringen einzufallen, das man als die „verlorenen Provinzen" betrachtet und deren Wiedereinfügung ins französische Staatswesen man kaum abwarten konnte. Diese kostspieligen Fehler wurden begangen, weil

nationale Selbstsucht die Feldzugsleitung der einzelnen Alliierten beseelte, statt Gemeinsamkeit der Interessen, die ihre Angriffe besser geeinigt haben würde. Die Pariser Konferenz soll nun alles dies bessern. Col. E. M. House und 30 Gehilfen vertreten die Vereinigten Staaten. Man will jetzt eine oberste Heeresleitung schaffen und einen systematischen, einheitlichen Kriegsplan durchführen.

Beschränkung der Reichsdeutschen in Amerika.

True translation filed with the postmaster at St. Louis, Mo., on November 30, 1917, as required by the Act of October 6, 1917.

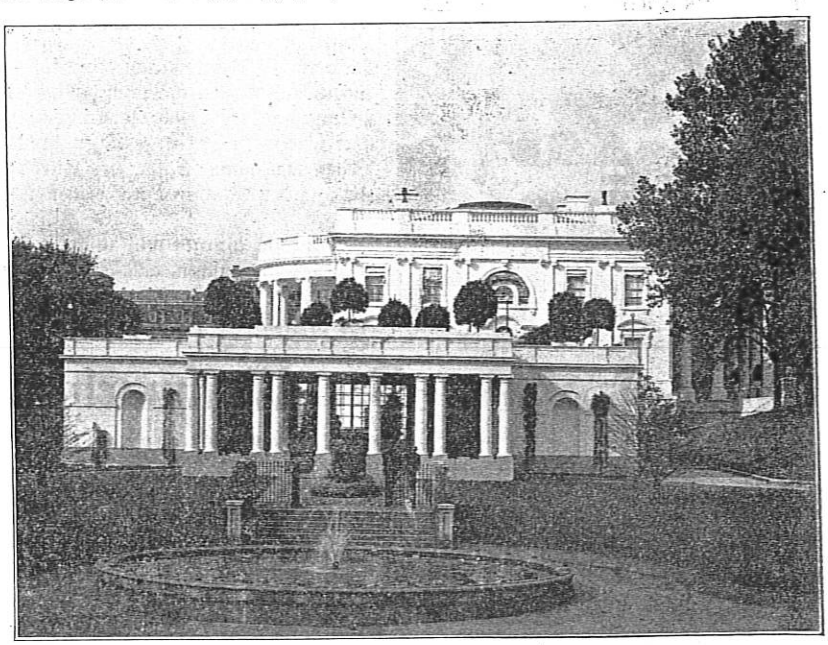
Der Präsident erließ am 19. November eine Proklamation, durch welche alle hier lebenden „Eingeborenen oder Untertanen (im Alter von 14 Jahren und mehr) von Ländern, mit denen die Vereinigten Staaten im Kriege liegen", unter behördliche Aufsicht gestellt werden. Das heißt alle „Reichsdeutschen", denn nur gegen das Deutsche Reich, bezw. seine Regierung, führt Amerika Krieg. Die Proklamation betrifft nicht die hier lebenden Angehörigen Oesterreich-Ungarns, der Türkei und Bulgariens, deren Heimatländer auf seiten Deutschlands kämpfen; viele Preßstimmen aber forderten alsbald auch gegen diese dieselben Maßregeln. Die Proklamation bestimmt, daß alle fremden Feinde sich registrieren lassen, von Zeit zu Zeit (monatlich, wöchentlich, täglich, je nach Umständen) sich zu melden und sich für Reisen Erlaubnisscheine zu verschaffen haben. Es ist ihnen ferner verboten, sich innerhalb hundert Yards Entfernung von Wasserfronten, Docks, Bahnhöfen oder Lagerhäusern aufzuhalten. Sie dürfen sich nicht in den Distrikt von Columbia begeben oder dort wohnen. Außer auf öffentlichen Fähren, dürfen sie nicht auf „irgendeinem Ozean, in irgendeiner Bucht, auf irgendeinem Fluß oder anderen Gewässern" innerhalb der Vereinigten Staaten gefunden werden, auch ist ihnen untersagt, „in Flugzeugen, Ballons oder Luftschiffen zu fahren oder sich in die Panama-Kanalzone zu begeben." Anlaß zu diesen Beschränkungen gab unzweifelhaft die lange Reihe von Explosionen, Bränden u. s. w., die sich in Pulver- und Munitionsfabriken, in Lagerhäusern, Werften und Fahrzeugen zutrugen, und die dank den bekannten Umtrieben von Agenten der deutschen Regierung vor dem Eintritt Amerikas in den Krieg und dank dem verdächtigen Treiben einer kleinen Zahl Reichsdeutscher allesamt der „deutschen Propaganda" zur Last gelegt werden und damit in erster Reihe alle hier weilenden Reichsdeutschen verdächtig machen. Auch vor Ausbruch des Krieges waren Explosionen in Pulvermühlen keine Seltenheit, und über Brände „an der Wasserkante", Lagerhaus-, Werft- und Schiffsbrände war oft zu berichten. Seither hat sich unsere Pulver-, Sprengstoff- und Munitionsfabrikation und die Handhabung und Lagerung feuer- und explosivgefährlicher Stoffe so ungeheuer gemehrt, daß ein genauer Vergleich vielleicht zeigen würde, daß im Verhältnis in diesem Kriegsjahre sich nicht mehr derartige Fälle ereigneten als in der Friedenszeit. Doch, es mag sein, daß manche Untat auf die Rechnung der Ausländer zu setzen ist. Das wäre aber kaum glaublich. Denn das ist nicht nur verbrecherisch, sondern zugleich höchst dumm, weil es der Sache, die sie zu vertreten meinen, niemals nützen, sondern nur schaden kann. Aber wie dem auch sei, die jetzt erfolgten Beschränkungen sind nicht nur für die Regierung durchaus gerechtfertigt, sie können auch für die Betroffenen in keinem Sinne gerechten Grund zu Klagen geben. Der böse Verdacht, in dem sie alle standen, wird beseitigt, wenn man in der Folgezeit sagen und zugeben muß: Das können nun aber Deutsche nicht getan haben.

Bombenexplosion in Milwaukee.

Einen gewaltigen Eindruck hat im ganzen Lande ein feiges Bombenattentat gemacht, das im Polizeihauptquartier der Stadt Milwaukee elf Menschenleben vernichtete. Der Anschlag war gar nicht gegen diese Opfer gerichtet, sondern die zur Polizei gebrachte Bombe war in einer italienischen Kirche gefunden worden; bei der Zerstörung der Kirche aber hätten leicht noch viel mehr Menschen ihr Leben zu lassen gehabt. Das ganz abscheuliche Verbrechen soll auf innere Zwistigkeiten in der italienischen Kolonie zurückzuführen sein, ohne irgendwelchen Hintergrund, einzig und allein blutiger Rachsucht entspringend. Durch ähnliche Verbrechen ist das Land in letzter Zeit so häufig heimgesucht worden, daß die Behörden ihre ganze Kraft einsetzen sollten, die Verbrecher aufzuspüren und der Gerechtigkeit zu übergeben. Es muß endlich einmal ein abschreckendes Beispiel aufgestellt werden, der immer weiter um sich greifenden Gesetzlosigkeit ein Ende zu bereiten. Immer gleich, ohne Beweise, die Schuld auf einen bestimmten Teil der Bevölkerung abzuwälzen, ist freilich sehr bequem, aber auf die Dauer läßt sich das schon deshalb nicht durchführen, weil dadurch die wirklich gesetzlosen Elemente ermutigt und in Sicherheit gewiegt werden; ganz abgesehen von dem schweren Unrecht, das man den Unschuldigen durch solche böse Verleumdung zufügt.

Die sogenannte Wohltätigkeit.

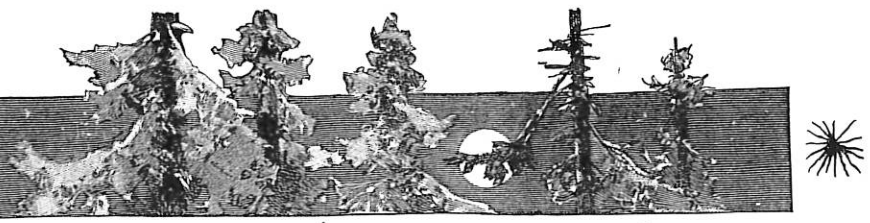
„Hoch ist der Doppelgewinn zu schätzen: Barmherzig sein und sich zugleich ergötzen," sagt Goethe mit beißendem Spotte im „Faust" (2. Teil). Der „große Heide", wie er mitunter genannt wird, erkannte mit klarem Verstande das Ungereimte einer solchen Nächstenliebe, die in Seide und Atlas auf den Ball geht, um nachträglich mit dem verbleibenden Reingewinn die Blößen der Armut zu decken. Diese Art Wohltätigkeit ist aber trotz Goethe seither schier zum Sport geworden, besonders um die Weihnachtszeit. Es gibt heute sogar Unternehmer, die sich den Wohltätigkeitssport zunutze machen, um als „Leiter von det Janze" den Rahm von der Milch zu schöpfen, mit andern Worten: das „Managen" von Wohl-



Das Weiße Haus, Ost-Eingang.

tätigkeitsbasaren, -bällen und -festen ist zum lohnenden Beruf geworden. In New York ereignete sich nun ein Fall, der einmal aus dem ff dieses ungesunde Wesen und schändliche Treiben ins Licht stellt. Der dort im Grand Central Palace abgehaltene „Army and Navy Bazaar" ergab nämlich bei einer Einnahme von $71,475 für den Zweck, dafür er veranstaltet wurde, die Summe von nur $754.-96! Eine ganze Reihe von „Patrioten" aber ließ sich ihre Dienste gut bezahlen und schöpfte den Rahm ab. Die Herausgabe des Programms und die den Anzeigeagenten bezahlten Gebühren verschlangen $24,060.30, an Miete für zwei Stockwerke erhielt das Grand Central Palace $18,000, die Presse und Preßagenten bekamen $6,393.68, Buchführung und Rechnungsrevision kosteten $2,-678.21, Clerks, „Bazaar Workers" und Maschinenschreiber $2,750, die Ausschmückung der Festräume $3,978.85, Geheimwächter $1,-218.05, Druckarbeiten $1,201.30, Verkaufswaren in den Buden (nur) $2,262.99. Für den Leiter des Unternehmens, dem die Hälfte des Reingewinns bis zur Höhe von $7,500 versprochen war, verblieb nur dieselbe Summe, die für „den edlen Zweck" herauskam, nämlich $754. Der Berg kreiste und gebar ein Mäuslein! Viel Geschrei war über diese Wohltätigkeit gemacht — für die „Army and Navy" kam indes nur $754 dabei heraus. Deutlicher ist das heillose Wesen der sogenannten Wohltätigkeit, das zum Besten der Armen tanzt, ißt und trinkt, um ihnen dann die abgenagten Knochen des Festes zu reichen, wohl noch nicht bloßgestellt worden. w.





Advent.

Für die „Abendschule" von Paul Hansen.

Komm, o mein Heiland, o bleib nicht so lange!
Stille das Wehleid der sehnenden Brust!
Siehe, es wird uns auf Erden so bange,
Und es vergeht schier die schaffende Lust!
Laß mich bald ruhen am liebenden Herzen,
Wo sich uns lösen die drückenden Schmerzen:
Sorgen, die mit mir so mancher heut kennt,
Nimm uns vom Herzen durch deinen Advent!

Unter den vielen uns quälenden Schmerzen
Quält, ach, du weißt es, die Sünde zumeist.
Ob auch der Mund möchte trügerisch scherzen,
Antlitz und Auge ein Lächeln aufweist,
Brennt doch der Sünde so heimliche Wunde
Tief in dem Herzen zu jeglicher Stunde:
Bring, was man „Salbe aus Gilead" nennt, —
Heilung der Wunden durch deinen Advent!

Kriegen und Würgen wild wütet auf Erden,
Wogengleich rauschen, ach, Ströme von Blut.
Will es denn Frieden, HErr, nimmermehr werden?
Nimmermehr werden doch alles noch gut?
Ueber den Häuptern — o weh! — meiner Lieben
Drohet das Kriegsschwert mit mörd'rischen Hieben;
Grausig das Feuer des Weltkrieges brennt:
Lösch' es, o Heiland, durch deinen Advent!

Mehre des Geistes still säuselndes Wehen,
Bis sich die Völker dem Kreuze gebeugt!
Laß uns den letzten der Tage bald sehen,
Wie ihn dein Wort uns seit alters bezeugt!
Ruf aus den weltenverzehrenden Flammen
Uns mit den Deinen auf ewig zusammen:
Wenn du die Schafe und Böcke getrennt,
Führ uns nach Hause durch deinen Advent!

Betet denn stille im Herzen, ihr Leute,
Wenn die Adventsglocken läuten durchs Land!
Sünde und Tod, sie verlier'n ihre Beute:
Gott hat in Christo den Retter gesandt!
Grüßet das Christkind mit betender Lippe,
Wenn es nun kommt, um zu ruh'n in der Krippe,
Die sich zum Kreuze gestaltet am End', —
So nur vollendend des Heilands Advent!

Der Weihnachtsbaum.

Von Dr. Richard Oertel.

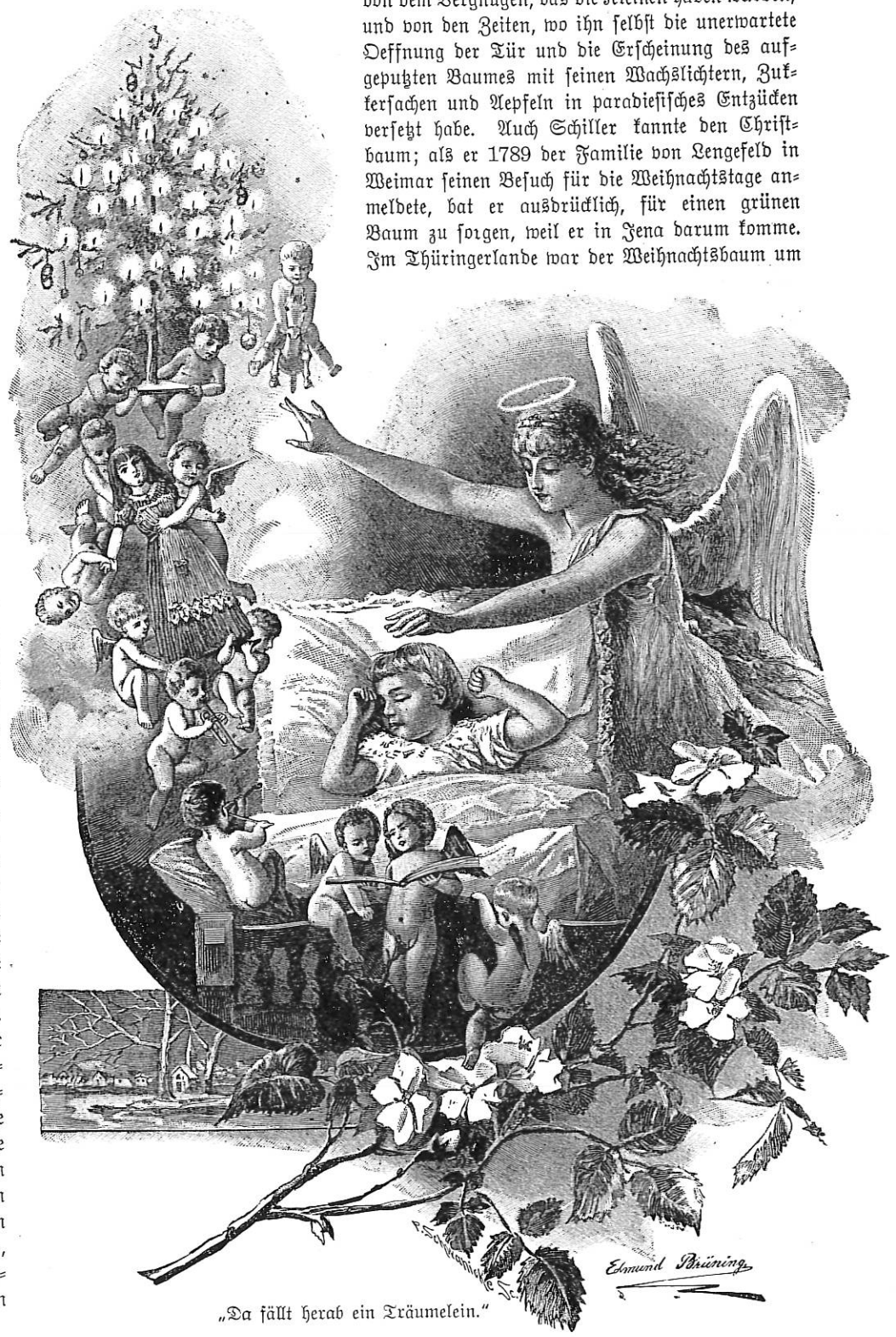
Im „Ekkehard", auf dessen geschichtlichen und kulturellen Hintergrund der Dichter Scheffel die größte Sorgfalt verwendet hat, erglänzt der Weihnachtsbaum schon während des zehnten Jahrhunderts, wenig später bringen in Wildenbruchs „Heinrich IV." Kinder dem Sohne des verlassenen Kaiserpaares neben Weihnachtsgaben einen Christbaum dar, und eine Reihe von Künstlern haben Lutherbilder gemalt, die den Reformator darstellen, wie er mit seiner Familie und Melanchthon unter dem mit Lichtern, Aepfeln und allerlei Backwerk geschmückten Tannenbaum voll deutschen Gemütes den Weihnachtsabend verbringt. Aber das sind dichterische und künstlerische Freiheiten, die sich geschichtlich nicht ohne weiteres belegen lassen.

Die ersten sicheren Spuren der Weihnachtstanne führen nach dem Elsaß. Sie finden sich in den Predigten Geylers von Kaisersberg, dem wir überhaupt eine Fülle kulturgeschichtlichen Materials für seine Zeit verdanken. Der Priester kam 1508 in die damalige freie Reichsstadt Straßburg und fand dort eine Menge mit dem Christfest verknüpfter Gebräuche vor, von denen er nicht erbaut ist, weil sie ihm heidnischen Ursprung zu haben scheinen. Mit einem Anflug des Tadels bemerkt er, daß getanzt und gesprungen werde, daß man sich gegenseitig Geschenke, Lebkuchen und Wein schicke, und daß man Tannenreisig in die Stuben bringe. Man könnte sich fragen, ob unter diesem Tannenreisig wirklich schon der Weihnachtsbaum zu verstehen sei, aber im Laufe des folgenden Jahrhunderts wird gerade wieder in Straßburg wiederholt der Tannenbaum in einer Weise erwähnt, daß kein Zweifel mehr möglich ist. Zunächst liegen aus dem Jahre 1605 Aufzeichnungen von unbekannter Hand vor, die sich mit den Sitten und Gebräuchen der Straßburger Bevölkerung befassen und dabei über die Feier des Weihnachtsfestes folgende Mitteilung machen: „Auff Weihnachten richtett man Dannenbäume zu Strasburg in den Stuben auff, daran hencket man Rossen (Rosen) auß vielfarbigem Papier geschnitten, Aepfel, Oblaten, Zischgolt, Zucker u. s. w." Um diese Zeit hatte also der Brauch, der dem in jungen Jahren eingewanderten Verfasser aus seiner Heimat wahrscheinlich nicht bekannt war, in Straßburg offenbar bereits eine allgemeine Verbreitung gefunden, und es läßt sich darum annehmen, daß er schon weit in frühere Zeiten zurückging. So etwas bürgert sich nicht mit einem Male ein. Einige Jahrzehnte später finden wir in Straßburg abermals einen Eiferer gegen den Weihnachtsbaum, und zwar in der Person eines Pfarrers am Münster, des Professors Dannhauer. In einem mehrbändigen Werke erwähnt er, daß man in den Häusern zur Weihnachtszeit einen Tannenbaum aufrichte, den man mit Kerzen und Zucker behänge und dann schüttele oder abpflücke. Mit dieser „Lappalie", bemerkt er weiter, gebe man sich oft mehr wie mit Gottes Wort selbst ab, der Brauch sei ein Kinderspiel, das freilich noch den Vorzug verdiene vor der heidnischen Art, die man mit dem vermummten Christkindlein zu treiben pflege. Da wir einmal bei Straßburg sind, soll hier gleich noch eine weitere

Nachricht aus dem Jahre 1785 angereiht werden, die sich in den Memoiren einer Baronin von Oberkirch findet: „Wir kamen", schreibt sie, „im Winter durch Straßburg, und um die Weihnachtszeit gingen wir nach der Sitte auf den ‚Christkindelmarkt'. Dieser Markt, der für die Kinder bestimmt ist, vollzieht sich während der Woche, die Weihnachten vorausgeht, und dauert bis Mitternacht. Der große Tag kommt, man bereitet in jedem Hause den Tannenbaum, bedeckt mit Lichtern und Bonbons, mit einer großen Illumination. Man erwartet die Ankunft des Christkindels, das die kleinen Kinder beschenken soll. Aber man fürchtet auch den Hanstrapp, der die ungehorsamen und bösen Kinder aufsuchen und strafen muß." Hier haben wir ganz die Szenerie der Gegenwart: den Christmarkt, den Tannenbaum mit den Lichtern und Zuckersachen und die Geschenke des Christkindes. Ein kleiner Unterschied besteht nur insofern, als die Rute Knecht Ruprechts nicht bloß in der Zeit vor Weihnachten, sondern auch am Christabend selbst zur Geltung kommt. Ebenso figurierte sie in Peter Hebels Alemannischen Gedichten unter allen möglichen Dingen, mit denen die Mutter den Weihnachtstisch und den Baum schmückt, und wurde auch von Ludwig Richter nicht vergessen, der zu dieser Szene ein reizendes Bildchen gemacht hat.

Im 18. Jahrhundert mehren sich die Nachrichten über den Weihnachtsbaum, und sie betreffen die verschiedensten Gegenden, so daß man für diese Zeit die Verbreitung der Sitte mindestens durch ganz Mitteldeutschland wird annehmen dürfen. Eins der wichtigsten Zeugnisse findet sich in der Schrift eines aus Zittau gebürtigen Wittenberger Rechtsgelehrten, Gottfried Kißling, über „die heiligen Christgeschenke". Darin wird als besonders nachahmenswert geschildert, wie eine angesehene, freigebige Gutsfrau die Bescherung veranstaltet habe. Sie stellte am heiligen Abend so viele Bäumchen auf, wie sie Personen beschenken wollte. Aus der Höhe, dem Grade des Schmuckes und der Reihenfolge konnte jeder sofort erkennen, welcher Baum für ihn bestimmt war. Sobald die Geschenke unter den Bäumen verteilt und die Lichter angesteckt waren, traten dann auf ein Zeichen die Ihrigen bis zu den Knechten und Mägden hinab der Reihe nach ins Zimmer, betrachteten die Bescherung und ergriffen dann von ihren Bäumen und Geschenken Besitz.

In Leipzig ist der Weihnachtsbaum für 1765 belegt: kein Geringerer als Goethe war es, der in diesem Jahre als Student dort die Weihnachten in der Familie des Kupferstechers Stock unter dem Tannenbaum feierte, worüber uns die Tochter des Hauses, Theodor Körners Mutter, in einer höchst ergötzlichen Weise berichtet hat. Goethe hat in der Folge den brennenden Weihnachtsbaum in einem Gedichte verherrlicht und ihn auch in „Werthers Leiden" erwähnt: Vor dem Weihnachtsfeste findet Werther Lotte allein, wie sie für ihre kleineren Geschwister Spielwerke zum Christgeschenke zurecht macht, und redet dann von dem Vergnügen, das die Kleinen haben würden, und von den Zeiten, wo ihn selbst die unerwartete Oeffnung der Tür und die Erscheinung des aufgeputzten Baumes mit seinen Wachslichtern, Zuckersachen und Aepfeln in paradiesisches Entzücken versetzt habe. Auch Schiller kannte den Christbaum; als er 1789 der Familie von Lengefeld in Weimar seinen Besuch für die Weihnachtstage anmeldete, bat er ausdrücklich, für einen grünen Baum zu sorgen, weil er in Jena darum komme. Im Thüringerlande war der Weihnachtsbaum um



„Da fällt herab ein Träumelein."

diese Zeit so eingebürgert, daß die Forstleute wegen der eigenmächtigen Plünderung der Wälder zur Weihnachtszeit ihre liebe Not hatten. Fast alljährlich erschienen in den verschiedenen Staaten Verordnungen, welche solchen Waldfrevel mit Strafe bedrohten, und der Oberforstmeister von Weimar schätzte 1787 die Zahl der Tannenbäume, die allein in Weimar und seiner nächsten Umgebung zur Christzeit verkauft würden, auf 500 Stück. Schließlich wurden die Interessen der Forstverwaltung in der Weise gewahrt, daß unter Aufsicht der Beamten an geeigneten Stellen die nötige Anzahl Christbäume ausgehoben und in den Städten durch bestimmte Personen verkauft wurden.

Aus dem Jahre 1807 hat uns W. von Kügelgen in seinen „Jugenderinnerungen" den Dresdner Weihnachtsmarkt geschildert und von den Christbäumen erzählt, die dort, mit glitzerndem Rauschgold, bunten Papierschnitzeln und vergoldeten Früchten verziert, feilgehalten wurden. Auch in Berlin war um die Wende des 18. Jahrhunderts der Weihnachtsbaum bereits bekannt. Der große Berliner Sittenmaler der Zeit, Chodowiecki, hat uns auf zwei Kupferstichen aus den Jahren 1776 und 1799 eine anschauliche Darstellung einer damaligen Weihnachtsfeier hinterlassen; es erscheinen dort auf dem reichbesetzten Gabentisch Lichter in Form einer Pyramide aufgestellt, die offenbar den fehlenden Baum ersetzen sollte. Auch Tieck hat diesen Brauch, der sich vielfach in der Mark und in Sachsen bis in die letzten Jahrzehnte erhielt, für das Jahr 1791 in seiner Novelle „Der Weihnachtsabend" bezeugt, während Amadeus Hoffmann 1816 im Märchen vom Nußknacker den wirklichen Tannenbaum schilderte, „in dessen Zweigen hundert kleine Lichter wie Sternlein funkelten und wie Knospen und Blüten viele goldene und silberne Aepfel, Zuckermandeln, bunte Bonbons und allerhand sonstiges Naschwerk leuchteten, die die Kinder freundlich zum Pflücken einluden." Eine Menge von Sagen und Märchen weisen aber darauf hin, daß das Alter des Weihnachtsbaumes in der Mark in frühe Zeiten zurückreicht. Der Germanist Schwartz konnte ihn in der Tradition seiner in Berlin heimischen Familie bis weit ins 18. Jahrhundert zurückverfolgen, und Klöden, für die märkische Vergangenheit gewiß ein vollgewichtiger Zeuge, nahm keinen Anstand, in seinen Quitzows bei einer Schilderung des Weihnachtsfestes in jener Zeit den Weihnachtsbaum mit Aepfeln und Nüssen als Mittelpunkt paradieren zu lassen. Allerdings zeigte speziell Berlin zu Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts verschiedene Gruppen und Nüanzierungen des alten Brauches. Die vielfach den Ton angebenden französischen Emigranten feierten das Weihnachtsfest lange nicht in der Weise, wie es sonst üblich war, und in den feineren Kreisen trat an Stelle der Kiene oder der mit grünen Papierschnitzeln aufgeputzten Pyramide des gewöhnlichen Bürgers vielfach Blumenschmuck, da das Volkstümliche damals leider gern für „ordinär" gehalten wurde. In diese Kategorie gehörte auch Schleiermacher mit seiner Ausschmückung des Weihnachtstisches durch Myrthen, Amaranten und Efeu.

Weiter nördlich ist der Weihnachtsbaum 1796 in Wandsbeck und Oldenburg, um 1815 in Münster und Danzig nachgewiesen. Während des ersten Viertels des 19. Jahrhunderts scheint er sich dann im ganzen nördlichen Deutschland eingebürgert zu haben. Schwerer fand eigentümlicherweise der Weihnachtsbaum im katholischen Westen Eingang; namentlich die Rheinlande verhielten sich lange Zeit sehr ablehnend, und noch in den 80er Jahren gab es Gegenden, wie die des Niederrheins, wo in den unteren Schichten die volkstümliche Weihnachtsfeier über die alten Nikolausbräuche nicht hinausging. Dieselbe Beobachtung war in Altbayern zu machen, wo der Christbaum erst durch die Königin Karoline in Aufnahme kam und nach dem Zeugnis eines Landkundigen noch 1855 vielfach nicht bloß auf den Dörfern, sondern auch in den kleineren Landstädten gänzlich unbekannt war. Wahrscheinlich wurde er, mit Recht oder Unrecht, für eine protestantische Sitte gehalten, wie er in den deutsch-slawischen Grenzgebieten für deutsch galt. Nichtsdestoweniger finden wir ihn schon seit Jahrzehnten in Böhmen, Steiermark und Kärnten, und wenn sich die deutsche Bevölkerung der Grenzmarken auch heute noch vielfach der Sitte verschließt, so ist doch an ihrem allmählichen Siegeslaufe um so weniger zu zweifeln, als sie bekanntlich längst schon in außerdeutschen Ländern ihren Einzug gehalten hat.

Seit der Weihnachtsbaum 1840 von Prinz Albert von Koburg in der englischen Königsfamilie und Aristokratie eingeführt wurde, verdrängte er in Großbritannien von Jahr zu Jahr mehr die gallische Mistel, vielleicht zum Bedauern des jungen Volkes, das sich nach altem Keltenbrauch unter dem Mistletoe in der Weihnacht küssen darf. In Paris und anderwärts in Frankreich ist er in der höheren Gesellschaft längst Mode geworden, wenn er auch erst in der Silvesternacht angezündet zu werden pflegt. Er ist Sieger geblieben über die künstliche Palme, welche dereinst die allerwärts aufgebaute Krippe beschattete. Sein Eroberungszug über die Welt hat sich in riesigen Dimensionen vollzogen, und alljährlich fügt er neue Gebiete den schon gewonnenen hinzu. Vor einigen Jahren schon kam sogar die überraschende Mitteilung, daß ein Tannenbaum ganz nach unserer Art in einer türkischen Moschee gebrannt habe. Ursprünglich sind es überall die Deutschen, welche die „Kindleinstanne" bis zu den Antipoden verpflanzten; am Christabend brennen ihre Lichter in California und im australischen Adelaide ebenso hell wie in Thüringen oder sonstwo in Deutschland; vom Nordpol bis zum Südpol wird der Weihnachtsbaum selbst



Wo die Christbäume wachsen.

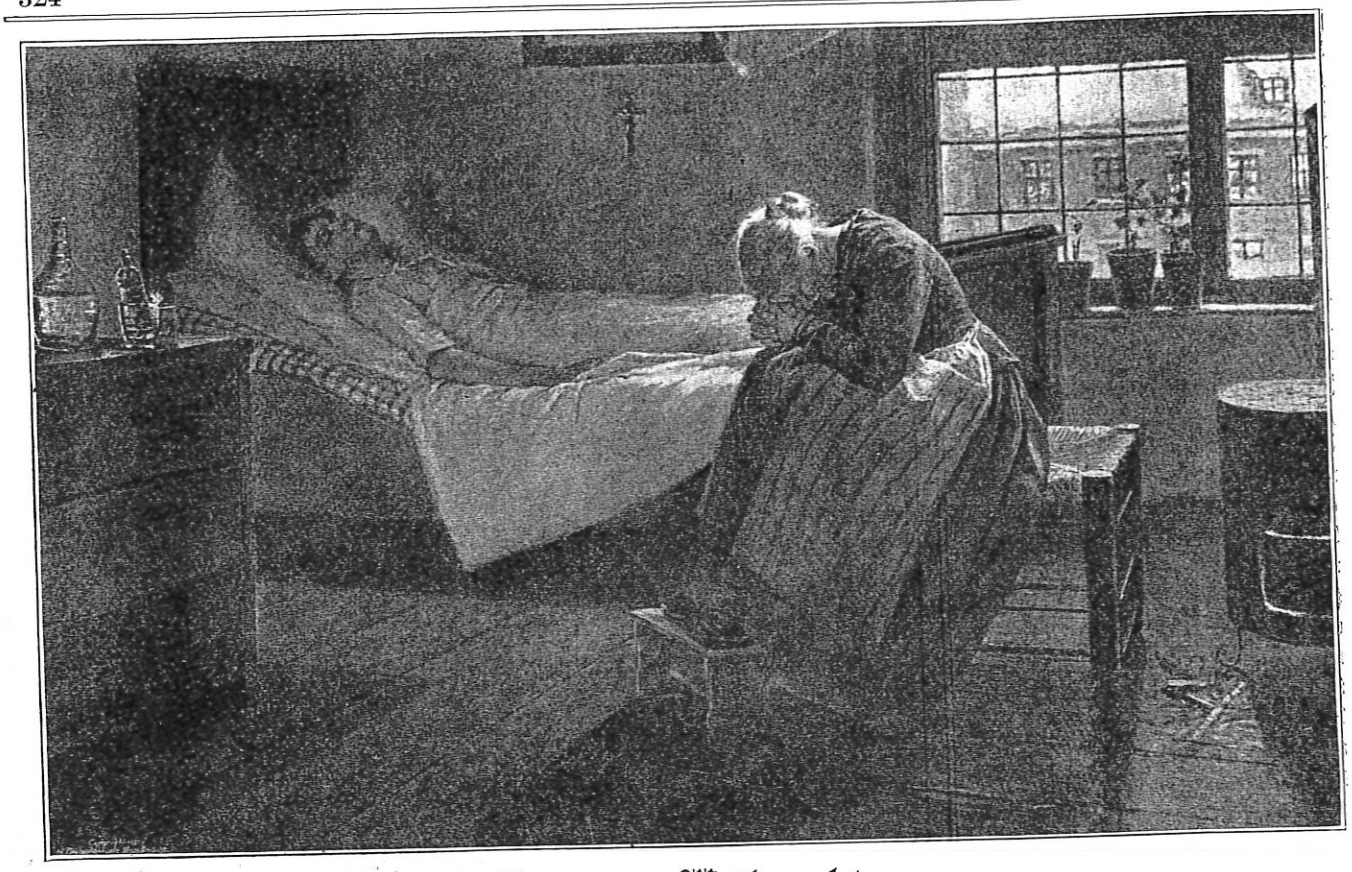
auf den Schiffen in allen Meeren angezündet. Nur das rechte Nadelholz ist nicht immer zur Hand und muß durch Surrogate ersetzt werden. Es ist eine der besten Schilderungen Friedrich Gerstäckers gewesen, wie er, jeder Zeitrechnung bar, eines Abends in der Urwaldwildnis von heller Leuchte angelockt, die Tür eines Blockhauses im fernen Westen aufstößt und sich vor einem ärmlichen Christbaum findet, den ein selig vergnügtes Kinderhäuflein umtanzt. Wer wird es ihm nicht glauben, daß ihm, dem Heimatlosen, Wegemüden, bei diesem unerwarteten Anblicke schwere Tropfen in die Augen getreten sind? Aber auch, daß er sich sofort heimisch unter guten, gesitteten Menschen fühlte; denn die Weihnachtstanne ist Bürgin und Trägerin der Gesittung, wie wenig andere Festabzeichen; ihre Wanderung durch die Länder des Erdballs ist auch diejenige der Zivilisation. Wo sie geschmückt, mit Kerzen besteckt, als sehnlich erwartete Ueberraschung aufgepflanzt wird, da herrscht Familienleben, Segen der Häuslichkeit, inniges Verhältnis zwischen den Heimgenossen. Böse Menschen haben keine Christbäume, kann man, den ehrlichen Seume parodierend, mit Fug und Recht sagen. Nicht bloß Kinderfreude und Festtagsjubel knüpft sich an den „schönsten Baum, den letzten aus dem Garten Eden", es rauscht auch aus den Zweigen alte Sage von des Volkes Zusammengehörigkeit, er ist ein Apostel des Deutschtums und hat zu dessen Erhaltung in der Diaspora gewiß nicht wenig beigetragen.



Ein Christbaum im Freien.

Sicherlich ist aus den obigen geschichtlichen Feststellungen es nicht zu entnehmen, daß die Anfänge des Weihnachtsbaumes nicht über die erste Bekundung hinausgingen; ebensowenig wie daß die Sitte überall da nicht bestand, wo sie nicht nachweisbar ist. Auch sind die Forschungen längst nicht abgeschlossen. Es braucht darum keine bloße Phantasie gewesen zu sein, daß Luther den Weihnachtsabend im Kreise seiner Familie verbracht hat beim lichterprangenden und geschmückten Tannenbaum; auch ohne die Kunst des 19. Jahrhunderts war dieses Bild bei uns von jeher so volkstümlich, daß es wie eine Tradition aussieht, die sich durch die Jahrhunderte von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt hat. Was Schwartz vom Weihnachtsbaum Berlins sagt, gibt einen deutlichen Wink; wahrscheinlich war der brennende Weihnachtsbaum, Tanne oder nicht, schon in mittelalterlicher Zeit viel verbreiteter, als die geschichtlichen Belege vermuten lassen. Ohne Zweifel zog er sich in ununterbrochener Kette, Glied für Glied, von germanischer Vorzeit her bis in unsere Gegenwart hinein.

Nur wäre zu wünschen, daß der Brauch so erhalten bliebe, wie er uns von unseren Vätern vererbt ist. In neuerer Zeit hat vielfach eine Ausschmückung und Ueberladung des Baumes Platz gegriffen, die nicht bloß dem Gipfel der Geschmacklosigkeit zusteuert, sondern auch mit dem einfachen und innigen Charakter der alten Sitte im hellsten Widerspruch steht. Es ist Zeit, darüber freimütig Klage zu führen. Der schöne Baum sollte nicht herabgesetzt werden zum Haubenstock für die unnatürlichsten Dinge; seine frischen, grünen Zweige sollten nicht verschwinden unter Flitter und Firlefanz; mit den strahlenden Lichtern, die aus seinen Zweigen wachsen, sollte der Baum einen wohltuenden, erhebenden Eindruck machen, nicht den lächerlichen einer bunten Harlekinsjacke. Möge er aus Verfall und Verwahrlosung wieder in der alten, edlen Form erstehen, der unvergeßliche Wunderhort unserer jugendlichen Träume, der liebe Weihnachtsbaum! Oder sollte er um seiner heidnischen Herkunft willen weniger lieb sein? Gewiß nicht. Er bildet im Gegenteil einen Anknüpfungspunkt an unsere Vorfahren, die uns in allem, was wir von ihnen wissen, als brav und edel erscheinen. „Unser Christentum", hat einmal der hannoversche Konsistorialrat Uhlhorn zutreffend gesagt, „müßte sehr engherzig sein, und wir müßten wenig wissen von seiner weltumfassenden Kraft, wenn uns der Gedanke, daß wir hier eine heidnische, nur ins Christliche umgewandelte Sitte vor uns haben, gegen dieselbe mißtrauisch oder ängstlich machen wollte, als ziemte es einem ernsten Christen nicht, so die Geburt seines HErrn zu feiern. Wir wollen uns vielmehr freuen, daß in unserem Volke Nationales und Christliches einen so festen Bund geschlossen haben, daß neuerdings der Tannenbaum auch die Kirche selbst erobert hat und in der Mette des Christabends am Altar oder auf dem Chore in Lichterglanz steht." Mögen die Armen, die in ihrem Hause keinen Tannenbaum anzünden können, ihn da wenigstens sehen und vieler Kinder Augen, denen Vater und Mutter keinen Baum aufrichten können, sich des Baumes freuen, den die Kirche aufrichtet! Mag er da stehen als ein Zeugnis, daß das deutsche Volk aus einem heidnischen ein christliches geworden ist, als eine Mahnung aber auch, das Christentum in unser Volksleben immer tiefer hineinzuführen!



Traurige Weihnachten.

Die Adventszeit brach an, Weihnachten steht vor der Tür. Aber tiefste Trauer ist eingekehrt im ärmlichen Wittwenstübchen. Kalt und starr liegt der Sohn auf dem Totenbette, und er war ein einiger Sohn seiner Mutter.

Welch ein Schlag hat das schier verzagende und erdrückte Mutterherz getroffen! Als Verunglückter war er, die Stütze ihres Alters, ihrer Augen Freude und Trost, vor wenigen Tagen von den Mitarbeitern aus der Schuhfabrik ins Haus getragen worden, und heute hat er unter unsäglichen Schmerzen den Geist aufgeben müssen. Ach, ihres Lebens Hoffnung ist dahin! Ein blühendes Menschenkind ist wie die Blume im Wettersturm hinweggerissen. Zu Weihnachten werden Millionen Kerzen strahlen — hier im dürftigen Wittwengemach ist das einzige Licht erloschen.

Zum zweitenmal muß Frau Mertens einen gar bitteren Kelch leeren. Es war vor achtzehn Jahren, da lachte ihr das Leben wie ein Feiertag auf blumiger Au. Ueberaus glücklich war sie mit ihrem kräftigen Gatten in den heiligen Ehestand getreten und hatte mit ihm eine schöne Wohnung bezogen. Ihr Fritz war das Bild strotzender Gesundheit. Als Vormann einer Abteilung in einer großen Fabrik verdiente er gut, er war sparsam und fleißig gewesen und hatte seine Braut in ein hübsches, neu erbautes Häuschen heimführen dürfen. O, wie unvergeßlich schön waren diese Tage des jungen Eheglücks! Aber der Mensch denkt, Gott lenkt. Schon im zweiten Jahre, als das den jungen Eheleuten geschenkte Söhnlein ihnen nun noch täglich wie die Maiensonne das freundliche Heim erheiterte und als es kaum auf den eigenen Füßchen zu stehen und zu gehen begonnen hatte, griff plötzlich des Todes kalte Hand in den trauten Familienkreis. Fritz Mertens hatte sich eine Erkältung zugezogen. Er achtete ihrer wenig und meinte, er werde sie bald wieder los sein. Rasch aber gesellte sich die viel bespöttelte Grippe hinzu, sie bereitete wie im Handumdrehen einer heftigen Lungenentzündung die Stätte, und nach wenigen Tagen schon tat der starke Mann seinen letzten Atemzug. Wie der Sturmwind die Eiche stürzt, war er dahin.

Da stand sie nun, die junge Witwe, allein in der Welt mit ihrem Bübchen, ihrem Heinz. Und welche Jahre der Sorge und Mühe folgten nun! Sie mußte ihr Häuschen verkaufen, aber lange konnte sie auch nicht sorglos von dem Erlös zehren. Die Summe schmolz zusammen, sie mußte sich Arbeit und Verdienst suchen. Ihre Verwandtschaft waren arme Leute, die selbst nicht viel übrig hatten, so war sie, als Heinz zur Schule ging — denn ohne christliche Schulerziehung wollte und konnte sie ihn nicht aufwachsen lassen, und wenn sie sich's am Munde abzusparen hatte — genötigt, gar emsig die Finger zu rühren. Immer aber durfte sie die gnädige Durchhilfe ihres himmlischen Vaters erfahren, und es ging ihr ganz wie der Witwe zu Zarpath: — „das Mehl im Kad ward nicht verzehret, und dem Oelkrug mangelte nichts, nach dem Wort des HErrn". Und wie prächtig gedieh ihr Heinz! Er war ganz des Vaters Ebenbild, nicht nur an Kraft und Gestalt, sondern auch an Treue und Fleiß und vor allem an frommem Sinn und Gemüt. Der Junge war ihrer Augen Weide, ihres Herzens Freude.

„Mama, wenn ich erst konfirmiert bin, dann brauchst Du nicht mehr so hart zu arbeiten; dann will ich alles Dir vergelten, was ich kann," pflegte er oft zu sagen. Er hielt Wort. Gleich nach der Einsegnung suchte und fand er Arbeit, und mit jedem Jahre hatte Frau Mertens, da Heinz stetig von Zeit zu Zeit Zulage an Lohn erhielt, wieder mehr ein sorgenfreieres Leben. Als Heinz schließlich mit sechzehn Jahren an einer Maschine der Fabrik Anstellung bekam, wo er nun die feinen Schuhe abzufertigen hatte, da reichte das Einkommen für Mutter und Sohn zu einem leidlichen Unterhalt hin.

Wie vom Blitze aus heiterem Himmel wurde das neu erblühende Glück des Hauses zerschmettert. Heinz, der eifrige, fleißige und flinke Jüngling, geriet — niemand wußte wie — ins Getriebe der Maschinerie, halbtot wird er herausgezogen und heim getragen. Und jetzt zerfließt seine arme Mutter in Tränen. Wo soll sie Trost hernehmen?

Siehe, — sie betet! Schon das Kruzifix über Heinzens Lager zeigt uns den herrschenden Geist im Hause, aber wie schön hat der Künstler doch den Augenblick erfaßt, da die tiefgebeugte Witwe zum Gebet ihre einzige Zuflucht nimmt. Wohl ihr, mag ihr gleichwohl um Trost sehr bange sein, der, der seinen einzigen Sohn für die Sünderwelt zur Erde sandte und in den Tod gab und wieder ins Leben rief, sollte der nicht trösten können, besser als eine Mutter tröstet, wenn er, gerade auch zur Weihnacht, die Seinen heimruft zur ewigen Weihnacht und Gemeinschaft seines lieben Sohnes? Gerade in die allerdunkelsten Nachtstunden bringt das Weihnachtslicht am hellsten, und den schmerzzerrissensten Herzen erklingt der Weihnachtstrost am süßesten. Auch dir, Mutterherz, gilt die Botschaft: „Euch ist heute der Heiland geboren!"

W.



Fröhliche Weihnachten.

Dieses schöne Bild versetzt uns in die Zeit nach dem Bürgerkriege. Nach mehrjähriger Abwesenheit ist der junge Techniker Karl Drather, der in der Metropole New York auf eine sehr aussichtsvolle Laufbahn blicken darf, zu Weihnachten zum Besuche seiner Eltern und Geschwister heimgekommen. Welch eine Freude!

Im anmutigen, bescheidenen Städtchen C. am launenhaften und nicht unromantischen Wabash-Flusse, wo einst seine Wiege gestanden, wohnten noch immer unter guten Nachbarn und Freunden seine Eltern, denen im Laufe der Jahre auch ein schönes Stückchen irdischen Segens zugeflossen war und die sich daher seit einigen Monaten eine ganz stattliche neue Wohnung zugelegt hatten. Nicht, daß sie mit ihrem Aeltesten hoch hinaus gewollt hätten! Nein, der Vater hatte den Knaben, der schon frühzeitig einen geweckten Geist bekundete, schlecht und recht in der Gemeindeschule unterrichten lassen und ihn dann nach der Konfirmation mit väterlichem Stolze in seinem Bäckerberufe als Lehrling angestellt. Aber Karl war ein Tüftler. Besonders das Maschinenfach hatte es ihm angetan, und im Geigenspiel hatte ihn sein Lehrer, der in dem Knaben frühzeitig ein gutes musikalisches Gehör wahrnahm, fleißig gefördert. Seine liebe Geige vernachlässigte Karl auch als Jüngling nicht, aber das vielversprechende Maschinenfach hielt ihn je länger desto mehr gefesselt. Er las darüber nach und studierte in allen einschlägigen Büchern, deren er habhaft werden konnte. Als das Städtchen Fabriken erhielt, ruhte Karl nicht, bis er in alles, was damit zusammenhing, eingeweiht war. Und nun, da er sich bereits einen Notgroschen erspart hatte, gewährte der Vater ihm die Bitte, auf einer Fachschule in St. Louis die weiteren nötigen Kenntnisse und ihre praktischen Verwertungen sich anzueignen. Nachdem er sein Examen gut bestanden, wurde er an eine große New Yorker Maschinenbaufirma empfohlen und erhielt bei ihr ohne weiteres Anstellung. So war er denn nun mehrere Jahre in der Metropole gewesen und befand sich im besten Zuge, von Stufe zu Stufe höher emporzukommen.

Jetzt kam er, ein stattlicher junger Mann, zum erstenmal wieder zu Weihnachten heim. Mit Stolz freuten sich die Eltern des blühenden, kräftig gediehenen, geistig geweckten und talentvollen Sohnes, der eben ins Mannesalter eintrat und den alle Freunde und Nachbarn, denen er in der Zwischenzeit durch Größe und Mannhaftigkeit ganz aus den Augen gewachsen war, nur bewundern konnten.

Nebenan von Drathers wohnte der begüterte Kaufmann Spielhagen. Beide Familien waren von jeher aufs beste befreundet. Julchen, die älteste Tochter des Hauses, war mit Karl Drather zur Schule gegangen. Sie ist eine tüchtige Stütze der Mutter geworden, wie eine Rose zu frischer jungfräulicher Schöne erblüht und hat auch stets von klein auf sich gern der Musik hingegeben. Weil sie eine tüchtige Klavierspielerin geworden, hat ihr Vater zum diesmaligen Weihnachtsfeste ihr die dankenswerte Freude gemacht, von einer der Firmen, die seit langen Jahren in dem beliebten Familienblatte „Die Abendschule" anzeigen, ein neues Instrument für das Haus zu beschaffen. Auf einen der nächsten Abende hat nun die Mutter eine ganze Gesellschaft eingeladen, und Julchen soll allen Freunden die Vorzüge des neuen Klaviers ins rechte Licht stellen.

Ist aber für einen solchen geselligen Abend ein Duett mit Geige und Piano nicht eine willkommene Einlage? Jawohl; Karl hatte seine Geige mit heim gebracht, ohne sie ging's nicht. War aber Julchen nicht gleich bei der ersten Begrüßung vor einigen Tagen, so freudig die beiden Schulkameraden und Altersgenossen über das Wiedersehen beglückt waren, bis unter die Haarlocken errötet, und hatte Karl nicht gleich unter der Weste ein eigentümliches Pochen verspürt?

Heute haben sie Probe. Eben sind sie mit der „Introduzione" einer herrlichen Symphonie bis zu dem Thema angelangt — da gibt es eine längere Pause. Ob es wohl der Mutter in der Küche auffällt? Aber schreibt und spielt man denn nicht manchmal eine ganz andere „Einleitung", als man vorhatte? Und folgt nicht auf die Einleitung doch immer die Hauptsache, das Thema? Als an dem Gesellschaftsabend zwei Verlobte spielten, waren die beiden Nachbarhäuser samt der ganzen Freundschaft beglückt und entzückt, und einige Tage darauf tröstete Karl sein Julchen unter Tränen: „Wenn die Rosen blühen, komme ich wieder!"

W.

Heil'ge Nacht!

Für die „Abendschule" von H. von Bosse.

Heil'ge Nacht!
Hehre Pracht
Von güldnen Sternen
Strahlt von heiß ersehnten Fernen
Auf die nächtlichen Gefilde,
Die der Dämm'rung Schleier deckt;
Just als ob sich Gottes milde
Vaterhand hinunterstreckt.
Denn der Glanz aus lichten Höhen,
Der zu Erdentiefen reicht,
Und des Windes leises Wehen,
Der durch dürre Aeste streicht,
Und das Rauschen in den Zweigen,
Die vor Gottes Macht sich neigen:
Alles atmet süßen Frieden,
Der von Gott der Welt beschieden.

Heil'ge Nacht!
Einsam wacht
In stiller Kammer,
Tiefgebeugt von Gram und Jammer
In den Banden der Geschicke,
Manch ein armes Elternherz,
Und viel tränenfeuchte Blicke
Wenden stumm sich himmelwärts.



Seufzer steigen aus den Tiefen
Der gequälten, wunden Brust;
Just als ob für immer schliefen
Erdenfreud' und Erdenlust.
In zerriss'nen Menschenherzen
Tobt der wilde Sturm der Schmerzen;
Was der Mensch zuvor gemieden,
Sucht er lechzend nun: den Frieden.

Heil'ge Nacht!
Gottes Macht
Kann Schmerzen stillen
Und mit Trost die Herzen füllen,
Kann des Zornes Flamme dämpfen
Und des Hasses wilde Glut,
Kann in heißen Lebenskämpfen
Heben den gesunk'nen Mut.
Wenn der Mensch vor Gottes Throne
Voller Reu' im Staube liegt,
Sich mit dem verlor'nen Sohne
An sein Vaterherze schmiegt;
Wenn der Mensch sich selber findet
Und im Geist mit Gott verbindet:
Dann, ja dann wird Friede werden
In dem Jammertal der Erden!

Der Hüterbub von Ilsank.

Von M. K. Böttcher.

Der Hüterjunge des Schiffmeisters Moderegger hatte heute keine Ruhe in seiner Hütte zu Ilsank beim Königssee in Oberbayern. Für einen Hüterjungen, der den ganzen Sommer über droben auf sonniger Alm das Vieh betreut, ist der Winter ein häßlicher Gesell. So fest im Hüttlein hocken und Herrgottl schnitzen ist nichts für den Bergsteigerbub. So dumpf ist's in der Hütte, so qualmig und trocken!

Der Vater war heute früh von Ilsank nach Berchtesgaden gepilgert, schöne bunte Herrgottl, fünf ganze Dutzend, abzuliefern und für ihn und die Mutter einen Weihnachten mitzubringen, denn heute war heiliger Abend.

Der alte, gute Vater! Fünfzig Jahre hatte er die Berge bestiegen, viele, viele Fremde waren unter des getreuen, fröhlichen Sebastian Walchs Führung auf den hohen Göll und den alten Watzmann gekraxelt, bis vor zwei Jahren der Steinschlag den kühnen Bergsteiger zum Invaliden gemacht hatte. Das linke Bein war hin, und als Stelzfuß krückte er nun auf der Landstraße bis zur Salzstadt.

Da wohnte am Markte, dicht neben dem Hirschen, Michael Brandner, ein Althändler und gewitziger Mann, der im Sommer, wenn die reichen Fremden nach Berchtesgaden kommen, allerhand gesammelten alten Hausrat aus den Bergen: Truhen, Leuchter, Ofenbänke und sonstiges Gerümpel für schweres Geld verkaufte. Den Leuten in der Senn oder im Talwinkel gab er natürlich bloß ein paar Groschen dafür. Da nun aber Michael Brandner kein Bergsteiger war, sondern ein bequemer Herr, dem seine Sofaecke lieber war als der Steinmann oben am Schneegipfel oder die an steil abgehender Wand geklebte Hütte, so schickte er andere, um das alte Gerümpel von den Bergbewohnern einzukaufen.

Sebastian Walch hatte ihm nun früher in seinen Bergsteigerjahren viele solche „Antiquitäten" besorgt, ohne allerdings zu wissen, daß er damit ein Unrecht begehe, wenn er den harmlosen Hüttenleuten in den Tälern und an den Bergen der Urväter Hausrat für ein paar Kreuzer abschwätzte. So war Sebastian Walch mit dem alten, schlauen Brandner bekannt geworden. Nun, da er nicht mehr „Antiquitäten" herbeischleppen konnte, ließ ihn der Brandner-Michel Herrgottl schnitzen.

Freilich, das wußte der biedere Sebastian Walch nicht, daß der geschäftskluge Brandner seine funkelnagelneuen Herrgottl sofort nach dem Abliefern in ein rußiges, schmutziges Ofenloch warf und sie bis zum Sommer liegen ließ, von wo sie dann als „ungeheuer alte, seltene, aus einer Wallfahrtskirche stammende und von einem alten, berühmten Holzschneidekünstler gefertigte, teure Antiquitäten" auferstanden, für die reisende Amerikaner und Engländer ihre Goldfüchslein opferten. Und die Herrgottl stammten doch bloß aus der Walch-Hütte zu Ilsank, und er und ein dummer Hüterbub, der kaum lesen und schreiben konnte, hatten sie geschnitzt. Und der Walch-Bastian bekam auch bloß zwei Groschen für das Stück, und wenn er tagsüber ein halb Dutzend machen wollte, durfte er nicht rechts und nicht links sehen, und Kaspar, der Hüterbub, mußte in einemfort kleben und Farbe einrühren, und die kranke alte Mutter, die seit einem Jahrdutzend im Wandbett krumm vor Schmerzen lag, stöhnte dann laut auf, denn Farbe und Leim ist für gesunde Nasen kein Hochgenuß, geschweige denn für kranke.

Heute aber wurde nicht geklebt und gepinselt, heute war heiliger Abend. Gegen Mittag konnte der Vater zurück sein. Dann wollte er, der Kaspar, einen Weihnachtsschmarrn backen. Ihm lief jetzt schon das Wasser im Munde zusammen, und es war doch kaum neun Uhr.

Kaspar ging vor die Hütte. Da war wenigstens andere Luft wie in der Stube, obgleich der Himmel unheimlich gelbgrau schimmerte. Vereinzelte Schneeflocken bröselten herab, es konnten auch verstäubte Schneekrümel sein, die der Wind von den Tannen blies, die jenseits der Straße wie ehrwürdige, schlanke Säulen, jetzt in ihrem weißen Gewand just wie Marmorsäulen, gen Himmel ragten.

Wie ein alter Wetterkundiger beschaute sich Kaspar Himmel und Berge. Hm, das schaute nicht gerade gut aus. Der hohe Göll hatte Nebelfetzen am Haupte, so zackige, wie er sie trägt, wenn die wilden Schluchten droben plötzlich vom warmen Südwind übergossen werden, der hängende Eisfelsen löst und zu Tale donnern läßt. Und der Watzmann erschimmerte ein wenig rötlich, aber nicht klar und sonnig-rötlich, sondern schmutzig rot.

„O weh!" dachte Kaspar Walch, „es ist nur gut, daß der Königssee zugefroren ist, sonst würde es heute Wellen geben, solche kurze, tückische Schlagwellen, die die Schifflein in die Luft heben, dann schnell drunterweg huschen und das ganze Schiffsgebäude jäh stürzen lassen."

Drinnen rief die Mutter. Wie ein Blitz huschte Kaspar in die Hütte. „Willst Du was, Mutterl?"

„Freilich, Bub. Was meinst, wenn Du hinüber hupftest zum Moderegger am Königssee und Dir einen Karpfen geben ließt? Das ist so alter Brauch. Vater hat früher immer einen zum Christtage bekommen, bloß voriges Jahr, als er in Salzburg im Spittel lag, war niemand da, den Karpfen zu holen. Vater ißt doch so'n Fisch gern. Vielleicht schenkt Dir der Schiffmeister noch was, er ist ein freundlicher Mann und hat ein Herz für die Armen; und er weiß doch um unsere Not. Und bring einen Weihnachtsbaum mit, der Förster-Tonerl gibt Dir schon einen, er mag Dich doch so viel gern."

Kaspar sann nach.

„Gehen tät ich schon, Mutterl, aber wer tut dann den Schmarrn backen und das Feuer munter halten und für den Vater den Kaffee kochen und Dir die Kissen rucken, wenn Du so arg viel Schmerzen hast?"

„Ach, das verricht' Vater schon, das mit dem Schmarrn und dem Kaffee. Und in den Ofen schmeißt Du ein paar Fichtenknorren, weißt Du, die großen aus dem Schuppen, da bleibt's bis Mittag warm, und meine Kissen werden eben einmal nicht gerückt."

„Schon recht, Mutterl, und wenn es dunkelt, bin ich wieder heim."

Er eilte nach dem Holzschuppen, holte ein paar Arme voll mächtiger Fichtenknorren, die der Vater im Sommer drüben in dem Walde von Bischofswiesen ausgeklaubt hatte, und feuerte im Hüttlein ein, daß der Rauch wie eine schwarze Ebenholzsäule zum Rauchfang ausfuhr. Dann stellte er dem Vater Kaffee und Milch zurecht und holte seinen Bergstock, zog die Knielederhosen an und Weste und sein dickes Wams darüber, rückte der Mutter die Kissen zurecht und stapfte mit einem „Püet Gott" aus der Hütte.

Er kannte einen Jägersteig nach dem Königssee, der zwar nicht direkt unten am Schiffslandeplatz herauskam, sondern etwa gegenüber der Insel Christlieger, und der am Waldhüterhause, wo der Förster-Tonerl wohnte, vorbeiführte.

Es war schlechter Pfad heute. Bis über die Kniee sank er in den Schnee, und wenn er nicht nahezu jeden Baum gekannt hätte, wäre es wohl unmöglich, den Weg zu finden. Er mußte tüchtig steigen. Weit unten im Tale lag Ilsank. Die schneeige Straße schlängelte sich wie eine weiße Schlange zwischen den Bergen hin. Dort sah er sein Hüttlein und dort den Weg nach der Wimbachklamm. Ihm wurde tüchtig heiß. Die hellen Tropfen standen ihm auf der Stirn, und auch von den Bäumen triefte und tropfte es, und in dem Geäst tönte es wie leiser, ferner Harfenklang. Dazu spann die Sonne durch die schneei-



Sieh, wie die Kindlein lauschen Als hörten sie nun rauschen
Der wonnesüßen Mär, — Die Engel um sie her!

gen Zweige goldene Fäden, die webten und schwebten wie flimmernde Spinnenwebe, und die Schneekörnchen darin funkelten in tausend Glühfarben.

Merkwürdig, — je höher er stieg, desto wärmer ward die Luft und desto stärker das raunende Klingen in dem Tann. Noch eine Biegung und das Waldhüterhaus mußte kommen, so gemütlich mit der qualmenden Esse und dem alten Tonerl, der so schöne Schauergeschichten aus dem Grenzlande erzählen konnte, von droben am Hirschbüchl, wo er Grenzjäger gewesen war.

Die Biegung kam, aber kein Waldhüterhaus stand da.

„Was?" Kaspar Walch blieb stehen. „Sollte ich mich verlaufen haben?!" Er sah sich um, betrachtete genau die Bäume und überlegte. Wahrhaftig! Das war nicht mehr der rechte Weg, sondern eine der Schneisen, die rechts abbogen und die im Sommer als Holzschleifen benutzt wurden. Und lange mochte er schon gegangen sein, denn von Ilsank herauf tönte jetzt schon das Mittagsglöcklein.

Was nun tun?! Umkehren und den langen Weg zurück bis zum richtigen Waldpfad? Nein, lieber wollte er weiter kraxeln und sehen, daß er, wenn er sich weiter rechts hielt, bei St. Bartholomä zu Tale käme. Dann würde er über den zugefrorenen Königssee laufen oder sich in St. Bartholomä die Schneeschuhe borgen, dann könnte er leicht in einer Viertelstunde beim Schiffmeister sein.

So kletterte er weiter. Immer wärmer wurde die Luft, immer heftiger der warme Süd. Der Schnee schmolz ihm unter den Füßen, und im Gehölz fiel der Schnee in langen Zeilen dumpf polternd zu Boden. Ein grausiger Gedanke erwachte in Kaspar Walch. Aber er verwarf ihn wieder. Nein, jetzt zu Weihnachten Föhn? Das gab's wohl nicht. Und doch erinnerte er sich, daß sein Vater ihm früher einmal vom Bergföhn erzählt hatte, dem unheimlichen, warmen Winde, der nur oben durch die Berge streift und mit seiner glühenden Zunge leckt und lockert und die arglosen Bewohner im Tale, die im Froste zittern, mit seinen rollenden Schneebergen überschüttet.

Weiter und weiter arbeitete sich Kaspar durch den klebenden Schnee. Er lugte scheu nach rechts und links, ob nicht eine der überhängenden Schneewände sich neigen und ihn begraben könne. Und gar manches Mal mußte er schnell zur Seite springen, um einer niedergehenden Schneemauer auszuweichen. Dann sah er, wie die Massen sich schoben und senkten und wälzten und zu rutschen begannen, und im Nu wurde aus dem kaum meterdicken Schneehaufen ein schrecklicher Berg, und der wuchs und wuchs und schob sich mit langsamer, aber schrecklicher Gewalt talwärts. Aber die Bäume am Hang hielten sich brav. Sie bogen sich, andere, die Schwächlinge, gaben nach und brachen ab, aber der Schneeberg machte Halt und wurde nun zur Mauer für nachdringende Lawinen.

„Wenn es nicht schlimmer wird, hat es noch keine Gefahr. Das Holz am Hange ist frisch und fest und ergibt sich nicht so leicht," sagte Kaspar vor sich hin.

Endlich hatte er den höchsten Punkt erreicht, und nun ging es talwärts. Unter ihm brodelte es im Nebel. Das waren Zeichen des nahenden Abends, und auch im Magen fühlte der Hüterbub, daß Mittag längst vorüber. Der Abstieg ging schneller als der Aufstieg, und auf mancher glatten Bahn setzte sich Kaspar einfach auf seine Ledernen und sauste hundert Fuß hinab. Je tiefer er kam, desto kälter wurde es und desto fester wurde auch der Schnee, nur ab und zu rann ein kleines Bächlein zu Tal, das aber an seinen Ufern schon wieder zu erstarren begann.

Gegen fünf Uhr war er oberhalb des Jagdschlosses St. Bartholomä. Es war nun vollständig finster, und von den roten Kuppeltürmen sah man auch nicht einen Ziegel. Aber die Zimmer des Jagdschlößchens waren alle festlich erleuchtet, als erwarte man einen lieben Weihnachtsgast.

Einen Weihnachtsgast?! Kaspar blieb einen Augenblick stehen und sann nach. Hatte der Vater nicht erzählt, daß heute, wie so oft am Weihnachtstage, der gute alte Prinzregent von Bayern in Berchtesgaden ankomme und dann mit dem Schlitten nach dem Königssee und über die spiegelglatte Eisfläche nach St. Bartholomä fahre? Ob er schon da ist? Wie oft hatte Kaspar den gütigen alten Herrn in den Bergen auf der Pirsch gesehen, und in seinem jugendlichen Herzen glühte eine heilige Liebe für den schlichten Mann, der so leutselig mit den Sennern und Aelplern sprach wie mit seinesgleichen und schon so oft brennende Not mit seiner milden Hand gestillt hatte. Wenn er den Luitpold heute sehen könnte! Er hastete vorwärts. Sausend fuhr er das letzte Stück des Abhangs hinunter und landete kurz vor dem Seeufer. Das Jagdschloß lag jetzt hundert Schritte hinter ihm. Er wollte laufen, denn bis er von seinem Freunde Kritzner, der bei dem Schloßgärtner bedienstet war, die Schneeschuhe sich ausborgte, verging zu viel Zeit. Es war stockfinster auf der weiten Seefläche, nur die steilen Hänge schimmerten im matten Weiß. Etwa eineinhalb Fuß hoch lag der Schnee, und Kaspar mußte tüchtig waten.

Da hörte er von ferne ein feines, feines Klingeln. Er stand und lauschte und starrte mit seinen Augen vor sich in das Dunkle. Es war noch nichts zu sehen, aber das feine Geläut vernahm sein scharfes Ohr genau.

„Das sind sie, — das sind die Schlitten!" jubelte er auf und lauschte noch einmal. Aber jetzt durchrieselte ihn eisiges Beben. Ueber ihm knackte und knirschte es, ganz, ganz schwach, aber unheimlich knisternd. Er machte sich mit den Händen ein Fernrohr und schaute nach oben, — und was er sah, machte sein Blut erstarren. An der steilen Wand, gerade über ihm, schob sich ganz, ganz langsam eine Lawine vor, himmelhoch. Die ersten Zacken ragten schon etliche Fuß über den Felsrand, aber noch hielten die Fichtenstämme, sie bogen sich fast ruckweise nach vorn, und sie konnten jeden Augenblick dem furchtbaren Drucke der Hunderttausend-Zentnerlast erliegen, und dann mußte mit einem Male das von heimtückischer Riesenhand geschobene Schneegepresse zu Tale stürzen, alles vernichtend, was es erreichte. Es konnte im nächsten Augenblick geschehen, es konnte noch Minuten, noch Stunden dauern. Und jetzt tauchten auch, etwa am Falkenstein, wo vor mehr als 150 Jahren ein Wallfahrerschiff vom tückischen See verschlungen wurde, die fürstlichen Schlitten auf. Die unstät leuchtenden Fackeln warfen grelle Lichter an die Seewand und die Schnee- und Eiskristalle glühten sprühende Funken zurück.



Luitpold, Prinzregent von Bayern.

Da schrie der Hüterbub auf. In jäher Angst erkannte er die grause Gefahr, in der der Prinzregent und seine Begleiter schwebten, und in wahnsinniger Hast rannte er den leuchtenden Punkten entgegen. Sie schienen noch nicht die hängende Lawine bemerkt zu haben

sonst wären sie jetzt doch wohl unmöglich weiter gefahren.

Kaspar schrie, was er konnte, doch seine abgehetzte Stimme ward vom Schellengeläut der Schlitten übertönt. Er rannte und rannte, und doch war es ihm, als klebten ihm die Füße am Boden. Da blieb er stehen, riß die großen Bogen Zeitungspapier aus der Tasche, in die er den zu erhoffenden Karpfen einpacken wollte, suchte sein Feuerzeug und zündete die Blätter an. Dann riß er Wams und Weste vom Leibe, entzündete mit vieler Mühe die Weste am brennenden Papier, schwenkte den schwälend lodernden Fetzen in der Luft und rannte wieder vorwärts, den Schlitten entgegen, und schrie dazu immerfort: „Haalt! — Haaaaaalt!"

Endlich hatten die im vordersten Schlitten ihn bemerkt. Sie hielten an, und ein Hofkammerjäger stieg aus und ging ihm entgegen.

Kaspars Hand war verbrannt, und das Haar war ihm versengt. Er wollte sprechen, aber die Stimme versagte ihm. So zeigte er nur mit der Hand nach oben und stieß hervor: „Die Lawine — die Lawine!" Dann brach er zusammen.

In der Tat sahen jetzt erst die Herren die grausige Gefahr. Schnell luden sie den Ohnmächtigen auf einen Schlitten, dann wandten sie um, und in rasendem Galopp fuhr der Prinzenzug wieder zurück. Sie waren noch nicht an der Christlieger Insel, aus deren kahlem Buschwerk ein weißes Standbild hervorschimmerte, als hinter ihnen ein furchtbares dumpfes Poltern ertönte, dazu ein Krachen und Bersten, als sei die Hölle los. Die Pferde sprangen in wilder Angst auf und rissen die Schlitten ruckweise vorwärts. Aber sie alle waren gerettet.

Im Hotel Schiffmeister bezog der Regent und seine Begleitung Quartier, denn in den nächsten Tagen war nicht daran zu denken, über den See zu kommen.

Kaspar wurde sorgsam gebettet und vom Leibarzt des Regenten verbunden. Ein schweres Fieber war über ihn gekommen.

Moderegger, der Schiffmeister, erkannte sofort seinen Hüterbuben in dem tapferen Jungen und schickte eilends Botschaft nach Ilsank zu dem alten Walch.

Das waren nun freilich traurige Weihnachten für den Vater Sebastian und die kranke Mutter. Aber die Alten waren doch stolz auf ihren mutigen Kaspar, der durch seine Geistesgegenwart dem Landesfürsten und einem Dutzend anderen Menschen das Leben gerettet hatte.



Bei der Weihnachtsarbeit.

Und als Kaspar am Silvesterabend nach Ilsank zurückkehrte, kam er nicht allein. In dem Schlitten saß neben ihm ein großer, alter Herr mit langem, weißem Bart und milden, gütigen Augen. Er ging mit in die Hütte am Steg und drückte dem Invaliden und der kranken Mutter die Hand, und als er allein weiterfuhr, war Sebastian Walch kein armer Invalide mehr, der für Michael Brandner in Berchtesgaden Herrgottl schnitzen mußte, sondern der Prinzregent hatte ihn zum Kastellan eines seiner Jagdschlösser ernannt, und Kaspar ging im nächsten Sommer nicht mehr zur Alm, sondern trat bei dem Förster-Tonerl, der übrigens zu Silvester noch einen schönen Weihnachtsbaum gestiftet hatte, in die Lehre, — und heute, als ich ihn traf, war er ein schmucker Jägersmann in grüner Joppe und einer hübschen Spielhahnfeder auf dem Hute. Wir saßen zusammen am Malerwinkel auf der morschen Holzbank, und er erzählte mir die Geschichte von dem schaurigen heiligen Abend und zeigte mir die Wand, wo droben die Lawine gedroht.

Weihnachten 1917.

Für die „Abendschule" von Zimmer von Ulbersdorf.

So nahst du wieder, Fest der Freude,
Du friedlich stiller Weihnachtstag!
Zum viertenmal durchdröhnt dich heute
Des Weltenkriegs Kanonenschlag;
Granaten und Schrapnelle schwirren
Von Feind zu Feind im Pulverrauch,
Aus Haus und Hof vertrieben irren
Viel Tausend ohne Heimat auch.

Du kommst vom Himmel, Fest der Liebe,
Bringst Liebe mit von Gottes Herz,
Wo alles haßt im blinden Triebe,
Nahst du voll Liebe jedem Schmerz;
Ob Tag und Nacht sie Waffen schmieden,
Erbarmungslos, für Mord und Tod,
Ein Heil blieb Freund und Feind beschieden:
Es ist der HErr Christ, unser Gott!

So nahe segnend, Fest der Gnade,
Du friedlich stiller Weihnachtstag!
Zieh segnend deine heil'gen Pfade
Wie sanfter Engel Flügelschlag;
In harter Zeiten schwerer Stunde,
Auf blut'gem Feld, daheim im Weh —
Künd' Frieden süß dem Erdenrunde
Zum: „Ehre sei Gott in der Höh'!"

Ein Weihnachtsabend.

Von Sarah Peter.

In ihrem traulichen Stübchen saß die alte Frau und strickte; das Stübchen war ärmlich, aber gar sauber und warm trotz der kalten Winterzeit; man sah ihm nicht an, daß es im Armenhause lag, und doch war es so.

Die anderen Bewohner des Hauses, deren Stuben nicht alle so sauber aussahen, blickten stets mit einer Regung von Neid auf die alte Frau Redlich. „Ja, die will immer etwas Besseres sein als unsereiner; nun, sie hat ja auch einen vornehmen Sohn." So redeten sie oft unter sich. Frau Redlich kümmerte sich nicht um diese Reden; sie wollte auch nichts Besseres sein, sie wollte nur, soviel an ihr war, mit allen Menschen Frieden haben.

Daß das Ende ihres arbeitsreichen Lebens das Armenhaus war, störte sie nicht; nur wenn sie an ihren Sohn gedachte, wünschte sie das anders. Seit dem frühen Tode ihres Mannes hatte sie für ihn gearbeitet, für ihn gespart und gedarbt; und jetzt war wohl auch das für ihn, daß sie hier im Armenhause saß, denn für sich hatte sie nichts zurücklegen können. Und er? Nun, er hatte Gönner gefun-



Kommt herein, ihr Kinderlein!

den, der hochbegabte Junge, er hatte Stipendien erhalten, aber ohne die Spargroschen der Mutter wäre es doch oft kläglich um ihn bestellt gewesen, so kläglich, wie es oft um die Mutter selbst bestellt war. Aber davon wußte Hans Redlich nichts. Er wußte überhaupt recht wenig von seiner Mutter. Je größer er geworden war, desto seltener war er in den Ferien in ihrem ärmlichen Heim eingekehrt. Es war angenehmer, als Gast bei den Kameraden zu sein in Häusern, wo alles im Ueberflusse war, und wo die feinen Umgangsformen ihn zwar zuerst einschüchterten, aber doch entzückten, bis er selber sie sich angeeignet hatte. So wurde denn die Kluft immer größer zwischen dem gebildeten Sohne und der alternden Tagelöhnerfrau, die nichts kannte als ihre Bibel und ihr Gesangbuch, von deren Herzen aber eine goldene Brücke führte zum Herzen des Sohnes, eine Brücke, so stark und fest, daß kein Strom der Sorge und Not und Vernachlässigung sie zerstören konnte; nur schade, daß der Sohn trotz alles seines Wissens diese Brücke nicht zu betreten verstand.

Hans Redlich war nicht herzlos. Wie hätte er das auch sein können! Sollte er doch einst den verkündigen, der ein Gott der Liebe ist. Ja, manchmal, wenn er doch pflichtschuldig kurze Einkehr bei der Mutter gehalten hatte, da gelobte er sich im stillen, sobald er selbst ein Amt haben würde, dann solle die Mutter es besser haben und nicht mehr im Armenhause wohnen.

Es war am heiligen Abend. Schon früh am Morgen hatte das Christkind der alten Frau eine Weihnachtsfreude gebracht, einen Brief von ihrem Hans. In Briefen konnte der Sohn besser zur Mutter reden, als Auge in Auge. Die Briefe der Mutter waren schlicht und ungelenk, aber köstliche Worte der Liebe und der Mahnung an den angehenden Geistlichen, am alten Glauben festzuhalten.

Hans schrieb der Mutter einen Weihnachtsgruß und erzählte ihr, daß er in der nächsten Kreisstadt, Brunshausen, die zwei Meilen entfernt lag, am heiligen Abend die Predigt halten werde. „Der Weg ist zu weit, liebe Mutter, komm lieber nicht in die Stadt," so lautete der Schluß. „Ich komme, sobald ich kann, selbst zu Dir und bringe Dir dann hoffentlich eine Nachricht, die Dich erfreuen wird."

Das war das Weihnachtsgeschenk der alten Frau. Und so nahe war er ihr, und sie sollte ihn doch nicht predigen hören; das war ihr sehr wehmütig. „Ich werde doch hingehen," sagte sie leise, „ich muß ihn auf der Kanzel sehen."

Eine Stunde vor dem Beginn des Gottesdienstes saß Hans Redlich in einem behaglich erwärmten Zimmer, und neben ihm ein schönes blondes Mädchen mit sanften Zügen, seine Braut. Endlich hatte er sie errungen, die Tochter seines Professors, die er schon liebte, als er noch in dessen Hause in der Universitätsstadt aus und ein ging, und die jetzt mit ihrem ausruhenden Vater in Brunshausen lebte. Geheimrat Wendlandt hatte gar manche Bedenken, den jungen Mann von niederer Herkunft in seine alte vornehme Familie aufzunehmen; er sah aber ein, daß eine glänzende Laufbahn dem jungen Theologen bevorstand, dessen Begabung er kannte; und auch persönlich gefiel er ihm, und vor allem wußte er, sein einziges Kind liebte ihn; so hatte er eingewilligt.

„Du mußt mich sehr lieb haben, Hans," sagte Marianne Wendlandt zu ihrem Verlobten; „ich habe das Beste im Leben, die Mutterliebe, nie gekannt."

Bei dem Worte Mutterliebe ging es wie ein Stich durch das Herz des jungen Mannes; die alte Frau draußen im Heidedorfe tauchte vor ihm auf. Er selbst war so glücklich, und ein Gefühl der Schuld, wie er es nie gekannt hatte, senkte sich wie eine Last auf seine Seele; er hatte sich gegenüber seiner Braut seiner Mutter geschämt, darum hatte er ihr nicht gesagt, wie nahe sie wohne; darum hatte er gestern an die Mutter geschrieben, sie möchte lieber nicht in die Stadt kommen. Es war ihm, als müßte er aufspringen und hinauseilen über die Heide, bis er zu seiner Mutter kam. Seine Braut sah ihn verwundert an, als er eine unwillkürliche, hastige Bewegung machte. „Geh noch nicht, Hans," sagte sie; „es ist noch eine Stunde Zeit bis zum Gottesdienste."

Da erzählte er ihr, die keine Mutterliebe gekannt hatte, von seiner Mutter, wie sie sich für ihn geopfert habe, bis sie jetzt einsam und alt im Armenhause sitze. Was er in dem Lichte der klaren Augen seiner Braut plötzlich erkannt hatte, bekannte er nun auch offen und frei.

Marianne hatte still zugehört; jetzt schmiegte sie sich an ihn und sagte: „Hans, wie lieb habe ich Dich, jetzt erst recht, seit Du mir das alles gesagt hast! Laß uns versuchen, gutzumachen. Heute abend gleich nach der Predigt wollen wir zusammen zu Deiner Mutter fahren und den heiligen Abend mit ihr feiern. Ich freue mich darauf, sie lieb zu haben, und sehne mich nach ihrer Mutterliebe." —

„Auf, Seele, auf, und säume nicht,
Es bricht das Licht herfür,"

sang jubelnd die Weihnachtsgemeinde dem Christkinde entgegen, und viele strahlende Augen, alte und junge, richteten sich auf die beiden Lichterbäume, die neben dem Altar standen.

Ganz hinten in einer Ecke saß Frau Redlich. Sie war sehr müde von dem weiten Wege in der kalten Winterluft, so müde, daß der Gesang wie ein Traum an ihr vorüberzog. Es war ihr überhaupt alles wie ein Traum, die Kirche, die Lichter, die Menschen.

Aber jetzt wurde der Traum zur Wirklichkeit. Ihre müden Augen öffneten sich weit und sahen voll Glück und Liebe nach der Kanzel hin, auf der ihr Hans im Ornat stand. Und dann hörte ihr lauschendes Ohr seine Stimme, ihr deuchte, sie klänge heute so anders als sonst, so viel milder und weicher; das kam wohl daher, daß er redete von der Freude, die allem Volke widerfahren ist, und von dem Heiland in der Krippe. So dachte die alte Frau; sie wußte ja nicht, daß in seinem Herzen heute ein ganz besonderes Weihnachtslicht aufgegangen war, die Selbsterkenntnis. Begierig nahm sie die Worte von seinen Lippen und konnte nicht genug hören. Manches zwar deuchte ihr zu hoch, aber sie war ja nur eine schlichte, unwissende Frau, so meinte sie. „Mache dich auf, werde Licht; denn dein Licht kommt, und die Herrlichkeit des HErrn geht auf über dir." Der Spruch war ihr wohlbekannt; aber wie schön klang er ihr aus seinem Munde! „Wo ruft man sehnend: Mache dich auf und werde Licht? Da, wo es dunkel ist. Und dunkel ist es nicht nur im Lande der Heiden, viel Dunkelheit herrscht auch hier. Dunkel der Sorge, der Krankheit und vor allem Sündendunkel. Nach außen hin sieht manches klar und hell aus, aber im Herzen, von niemand bemerkt, da wohnt viel Finsternis, die nur der Allwissende weiß, nur der Allsehende sieht."

O wie beweglich klang des Redners Stimme, als ob er selber im Dunkel wäre und sich hinaussehnte in das Licht. „HErr, Du über alle, die im Dunkel der Sünde sind, deine Herrlichkeit aufgehen! Mache unsere Herzen hell, du Christkind, das in das Sündendunkel kam, damit wir einst dahin kommen können, wo keine Nacht mehr ist."

Als Hans Amen sagte, war es der Mutter, als ob sie aus einem fernen, seligen Lande zurückkehrte. Und dann sangen sie:

„Halt' dich im Glauben an das Wort,
Das fest ist und gewiß;
Es führet dich zum Lichte fort
Aus aller Finsternis.

Das zeigt dir einen andern Weg,
Als du vorher gekannt,
Den stillen Ruh- und Friedenssteg
Zum rechten Vaterland."

Der Gottesdienst war aus, und die Kirche leerte sich rasch. Zuletzt erhob sich auch die alte Frau aus ihrer Ecke. Sie war wieder sehr müde, und kalte Schauer rieselten durch ihren Körper. Sie band ihr Kopftuch fester und hüllte sich in ihr Tuch. Langsam ging sie durch die Straßen. „Halt' dich im Glauben an das Wort, das fest ist und gewiß," murmelte sie leise; es war, als wollte sie sich Mut zusprechen. Nun wanderte sie auf der Landstraße; aber die dehnte sich heute sehr lang aus, und die weite Welt war so weiß und endlos.

Ihre Kniee wankten. „Ach, ich kann nicht mehr," seufzte sie; „ich will ein wenig ausruhen, dann wird es schon wieder gehen."

Sie setzte sich auf einen Stein, und ihr Haupt sank auf die Brust. Und die weichen weißen Flocken fielen nieder, immer dichter, immer kühler.

Schellengeklingel — ein Schlitten kam daher. Ein junges Paar saß darin; aber nicht in heiterem Gespräch, sondern beide merkwürdig still und ernst für eine Weihnachtsfahrt.

„Hans, sieh, dort sitzt jemand; wir müssen halten. Ach, bei diesem kalten Winde und in diesem Schneewirbel!"

Im Nu war Hans aus dem Schlitten gestiegen. „Bleibe sitzen, Marianne," rief er, „ich besorge es allein."

Aber das war kein Wanderer, das war eine Frau, eine schlafende Frau. Und blitzartig durchzuckte ein banges Ahnen seine Seele! Er nahm sie auf seine Arme und trug sie sanft zum Schlitten. „Mutter," flüsterte er und preßte seine warmen Lippen auf ihre erstarrten, als wollte er ihr Leben einhauchen.

Gottlob, sie lebte noch. Sie schlug die Augen auf und fand sich in einen warmen Mantel gehüllt, und Arme hielten sie liebevoll umschlungen; ihr gegenüber saß ihr Sohn. Sie wußte nicht, wie alles das gekommen war, aber sie fühlte sich wohl und glücklich.

Die Fahrt bis zum Heidedorfe war nicht mehr weit; sie brachten sie in ihr Stübchen hinauf und zu Bette.

„Mutter," sagte Marianne, „nun bleibe ich hier und pflege Dich gesund; jetzt hast Du ja noch eine Tochter zu Deinem Sohne." Die Mutter lächelte. Ganz verstand sie die Worte nicht; aber ie Liebe tat wohl.

Später kam auch Hans mit dem Arzte. Der sagte: „Herzschwäche, — durch Ueberanstrengung. Ich werde etwas verordnen; viel läßt sich heute nicht tun; die Hauptsache ist Ruhen."

Die kleine Lampe beleuchtete das Stübchen. Hans kniete neben der Mutter Bett und hielt ihre Hand. „Mutter, vergib mir! Dein ganzes Leben ist Liebe zu mir gewesen, und ich war blind dagegen. Mutter, sprich ein Wort, sage mir, daß Du mir vergeben hast."

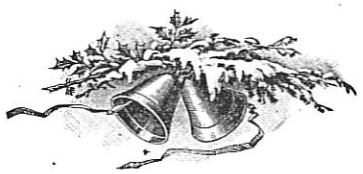
„Was soll ich Dir vergeben? Ich habe Dich ja so lieb, und Du bist der beste Sohn. Wie sangen wir doch heute? ‚Halt' dich im Glauben an das Wort, das fest ist und gewiß.' Wenn Du nur das festhältst, dann ist alles gut. Ich möchte es noch einmal singen hören, wie in der Kirche; dann will ich schlafen."

Ueber Mariannens leisem Gesange schlief die alte Frau ein. Der Arzt hatte recht gehabt; schwach war ihre Kraft, aber die Ruhe stärkte sie. Hansens Bitte wurde erhört, sie erwachte neu gestärkt und feierte frohe Weihnachten. Jetzt verstand sie auch alles, was ihr gestern abend noch unklar gewesen war, und freute sich über die Liebe ihrer Kinder.

Schon am Vormittage des ersten Feiertages kam Marianne wieder, und nun wurden frohe Pläne für die nächste Zukunft geschmiedet. Frau Redlich durfte sich noch manches Jahr des Abendsonnenscheins freuen. Sie blieb zunächst nach ihrem Wunsche in ihrem Dörfchen, aber bald war ihr ein trauteres Heim beschieden; denn Hans wurde bald nach jenem Weihnachtsabend Pastor in Brunshausen, und seine Mutter ist die Hausgenossin ihrer glücklichen Kinder.

Der HErr ist nah!

Bei aller Unruh', aller Hast der Zeit
Kehr ein bei mir, du Heil der Ewigkeit!
Umwehe mich mit deiner Himmelsluft,
Denn aus der Wüste deine Stimme ruft;
Leucht' mir hinaus aus dieser Nacht der Sünden,
Ich muß den Weg zu meinem König finden!
Die Lampe brennt, es ist die Stunde da:
Der HErr ist nah!



An deine Krippe laß mich zu dir geh'n,
Laß mich dein göttliches Geheimnis seh'n;
Damit der Funke, der von oben stammt,
Zu heil'gem Feuer werde neu entflammt;
Daß alle Glocken meines Herzens läuten
Und dir ein Kripplein sanft und fein bereiten.
Hilf uns vom Schlaf, es ist die Stunde da:
Der HErr ist nah!"

Die Weihnachtskollekte.

(Siehe Bild auf Seite 333.)

Wundersam lockend klingt in der klaren, frischen Winterluft des feierlichen Weihnachtsmorgens der helle Ton der Glocken vom Turme des nahen Gotteshauses hinein in die Herzen. In freudigen Scharen entströmen den Häusern festlich geschmückte Menschenkinder und füllen schnell unter dem mächtig und erhebend erbrausenden Orgelvorspiel den ganzen Kirchenraum. Heute, als sei ein neues Gebot des Kaisers Augustus ausgegangen, heute, am Weihnachtsfeste, machen sich auch auf Dietrich Sandkuhl und Fritz Bohnenkamp, um einmal wieder in der Kirche zu erscheinen. Das ist so ihre Sitte an Festtagen. Zu Karfreitag, Ostern, Weihnachten — da müssen sie a u c h in der Kirche sein. Jeden Sonntag zu kommen ist den beiden — sie sind übrigens leibliche „Swagers" — zu viel; aber an Festen dürfen sie nicht fehlen, um keinen Preis. Schon hat die freudige Festgemeinde das erste Lied, „Vom Himmel hoch da komm' ich her", angestimmt, schon sind alle Sitzplätze von Andächtigen eingenommen, so führt sie Vorsteher Oehlerking zu der Vorsteherbank neben der Kanzel hin und weist ihnen dort neben dem Aeltesten Heinrich Knesebeck einen Platz an. Unser Bild führt uns nun die „zwei Swagers" vor, bei denen Oehlerking während des Liedes gleich nach der Predigt mit der üblichen Weihnachts-Korbkollekte den Anfang macht. Andachtsvoll ist der alte Knesebeck, der soeben in den dargereichten Korb eingelegt hat, in das herrliche Weihnachtslied, das den Inhalt der Festpredigt widerspiegelt, vertieft. Sandkuhl aber neben ihm nicht auch? Ei, wie doch der Mann mit aller Gewalt aus voller Brust singt! Selbst daß ihn der Vorsteher mit dem Korbe am Arme stößt, bringt ihn nicht aus der Melodie und stört ihn nicht. Die Frauen in der vordersten Kirchenbank können sich nicht genug darüber wundern, wie er zu singen versteht. Und was sucht Bohnenkamp so unverkennbar eifrig in der geräumigen Westentasche? Besinnt er sich, wo er den Cent oder Nickel hingesteckt haben mag? Oder fischt er nach einem Quarter, der den ungelenken Fingern immerfort entschlüpft? Oder hat er, ach! gar den Dollar zu Hause liegen lassen, den er zu Weihnachten zu opfern gedachte?! Das forsche Singen des einen und das krampfhafte Suchen des andern der beiden „Swagers" entlockt dem gewiegten Vorsteher, der seine Pappenheimer längst kennt, unwiderstehlich ein verständnisvolles Schmunzeln, und selbst unter der Festgemeinde tuschelt hier und dort einer: „Kann de Kierl aberst singen!" und: „Nee, wat hei doch blots seuken mag!" Aber der Leser sage, ob sich dies Bild nicht dem Gedächtnis einprägt. Man behauptet ja, es komme überall vor, daß Leute Knöpfe oder schlechte Münzen in die Kollekte werfen oder vergebens nach einem Cent suchen und nichts geben. Ja, — geben! Lieber „singen" oder „suchen" solche! So hat denn der Künstler eine Festszene wiedergeben wollen, die gleichsam ein Gegenbild zu den Weisen aus dem Morgenlande ist und recht im Gedächtnis haften bleiben soll.

W.



Weihnachts-Allerlei.

Auf, machet Bahn ihm nah und fern
Und sorgt, daß zum Empfang des HErrn
Sich jeder gläubig schicke,
Damit der ewig reiche Hort
Mit seinem Sakrament und Wort
Uns allzumal erquicke.

Schön singt schon der alte „Heliand":

Und der Mächtige kam als der Menschen Licht, wie die Seher es zuvor gemeldet,
Es wurde wahr, was der Zeichen Wink, Prophetenstimmen geweissagt hatten.
In Sanftmut will er das Erdreich suchen und vieler Seelen Schirmvogt sein.

So heißt es im „Heliand", jenem so innigen, an poetischen Schönheiten reichen Gedichte, das aus dem Stamme der Sachsen, diesen einst so erbitterten Gegnern des Christentums, kaum ein Menschenalter nach ihrer Unterwerfung hervorging. „Heliand" ist der Titel der altsächsischen Evangelienharmonie, die im Anfang des 9. Jahrhunderts, vielleicht auf Veranlassung Ludwigs des Frommen, von einem Geistlichen gedichtet wurde. Das Werk ist das umfangreichste und bedeutendste Denkmal der altsächsischen Mundart, und wie schön klingt es, daß dies dichterische Werk auch schon den rechten Weihnachtston und die rechte Weihnachtsfreude hervorhebt!

Zu einem berühmten Philosophen des vorigen Jahrhunderts kam am Tage vor dem Christfest ein Student, um sich vom Professor Auskunft über etliche Punkte zu erbitten, die er in seinen Vorlesungen nicht recht verstanden hatte. Der Professor war aber damit beschäftigt, seinen angenommenen Pflegekindern den Christbaum zuzurichten und zu schmücken. Er gab dem fragenden Studenten die Antwort: „Kommen Sie nach dem Feste wieder! In diesem Augenblick kann ich nicht. Sie sehen, ich habe Wichtigeres zu tun." Der Student konnte es nicht begreifen, daß das Schmücken des Christbaumes wichtiger sei als die Beantwortung seiner Fragen. Er sprach sich darüber gegen den Professor aus. Da gab ihm dieser eine Antwort, welche mehr Gehalt hat als ganze Systeme neuerer Weltweisheit. Sie lautete: „Junger Mann, glauben Sie mir, die schönste Blüte und reichste Frucht aller wahren Weisheit liegt in den großen Worten Christi: ‚Wahrlich, ich sage euch, wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, so könnt ihr nicht in das Himmelreich kommen.'"

Gas, Elektrizität und Petroleum haben selbst in dieser heiligkeitsbedürftigen Zeit die Kerzen noch nicht ganz zu verdrängen vermocht. In den Vereinigten Staaten werden noch heute täglich für $67,000 Kerzen verbraucht, und der Wert der Jahresproduktion unserer Kerzenindustrie dürfte $20,000,000 beträchtlich übersteigen. Die meisten Kerzen brennen natürlich zu Weihnachten. Mag da auch selbst am Christbaume neuerdings die kleine elektrische Glaskugel die Weihnachtskerze zum Teil verdrängen, das Weihnachtsbäumchen im Kerzenlicht mit seinem erwärmenden und duftenden Glanze bleibt doch schöner und lieblicher, und selbst das Prunklokal kann so auch nicht der kleinsten Hütte die schöne Weihnacht schmälern.

Nicht wenig gebildete Juden in evangelischen Ländern fühlen die Macht des Christentums. Ein gebildeter Jude schreibt: „Wir treiben unaufhaltsam einer geistigen Krisis entgegen, welche im geistigen Bankerott endigen muß. Das Evangelium ist eine unwiderstehliche Macht, die langsam, aber sicher unsere Gemüter beeinflußt und uns unfähig macht, dem großen Nazarener zu widerstehen. Ob wir wollen oder nicht, wir sind gezwungen, seine Lehre, sein Leben und sein Werk zu bewundern. Unser Standpunkt ist ein unhaltbarer; wir müssen unsere Stellung aufgeben, so hart es ist, einen Irrtum einzugestehen. Das ist die einzige Lösung der Judenfrage nach innen und außen. Wenn ein nachdenklicher Jude es gelernt hat, das wahre Bild JEsu im Neuen Testament zu erkennen, beugt er unwillkürlich seine Kniee vor der übernatürlichen Größe und spricht: ‚Du bist der Schönste unter den Menschenkindern, holdselig sind deine Lippen.' Was uns abhält von der Annahme des Christentums, ist nicht Christus, sondern die Christen. Sie begegnen uns mit Haß und Verachtung. Dieser Haß hält uns noch als Nation zusammen." In ähnlicher Weise sprechen und schreiben andere. So sagt die Schriftstellerin Frl. Lazarus: „Wir stehen an der Schwelle und wissen nicht wohin." Das ist auch ein Zeichen der Zeit. (Sach. 12, 10 und Röm. 11, 26. 27.)

Luther singt in dem Liede „Christum wir sollen loben schön": „Er lag in Heu mit Armut groß; die Krippen hart ihn nicht verdroß." Das Geheimnis der heiligen Nacht hat die Einbildungskraft des christlichen Volkes von jeher am tiefsten beschäftigt und angeregt. Der Gebrauch, eine Krippe aufzustellen, ist rein christlich. Er leitet sich her aus dem Bedürfnis des Volkes, zu sehen, was ihm gepredigt wird, das Wort in Bilder und Anschauungen umzusetzen. In allen Jahrhunderten sind Weihnachtspilger nach Bethlehem gezogen. Schon der Kirchenvater Origenes von Alexandrien (185 bis 254) weiß davon zu erzählen. Die Kaiserin Helena, die Mutter Konstantins, wallfahrtete im Jahre 326 nach Bethlehem und erbaute über der angeblichen Geburtsstätte Christi eine Basilika. Diese Wallfahrten gaben wohl den Anlaß, auch in der Heimat Krippen zu bauen. Die erste geht auf den Bischof Liberius zurück, der im 4. Jahrhundert in Rom eine eigene Basilika errichtete, die ausschließlich der Weihnachtsfeier dienen sollte. Am rechten Seitenschiffe war eine Kapelle für die heilige Krippe angebaut; sie bestand aus Backsteinen, später wurde sie durch eine andere, reich mit Silber und anderem Schmuck ausgestattete ersetzt (ein Luxus, gegen den schon im 5. Jahrhundert ein Weihnachtsprediger eiferte). Der Krippenbau hat später eine ziemlich große Ausdehnung gefunden, namentlich in Altbayern, Tirol, Frankreich, Italien und Spanien. Mit welcher Liebe das christliche Volk sich dem Krippenbau gewidmet hat, zeigt die ausgedehnte Schmedererſche Sammlung im bayerischen Nationalmuseum zu München, die einen Flächenraum von etwa 2,000 Quadratfuß einnimmt. Wir evangelischen Christen sind nicht so anschauungsarm geworden, daß wir uns nicht über diese lieblichen Darstellungen freuten. Es wäre schade, wenn die Weihnachtskrippe ganz aus den Häusern verschwände.

Zu Melanchthon schickte einmal ein großer Doktor und ließ fragen, warum man stets um Weihnachten zu singen pflege: „Ein Kindelein so löbelich ist uns geboren heute," da doch der HErr JEsus vor vielen hundert Jahren Mensch geboren worden. Darauf sagte Melanchthon: „Sage deinem Herrn, ob er nicht auch heute Trost bedarf?" Das war eine gute christliche Antwort, denn wir können des lieben Christkindleins keinen Tag, ja, keine Stunde entbehren, müssen es noch heute, jeden Tag und alle Tage haben.

Gar mancher möchte Aufschluß haben über Gottes geheimnisvolles Walten in der Welt und in der Menschheitsgeschichte. So viele Fragezeichen erheben sich vor unserem Auge in diesen Tagen. Warum hat Gott den furchtbaren Krieg zugelassen? Warum greift Gott nicht ein und macht dem Krieg ein Ende? Und so viele andere Fragen, die damit in Verbindung stehen. Ach ja, wie klein sind wir, wie kurz ist unser Verstand! Aber Gott wird sich rechtfertigen. Und auf alle die Fragen kann eine ganz kurze richtige Antwort gegeben werden: Daß Weihnachten werde in den Herzen!



Die Weihnachtskollekte. (Siehe Text auf Seite 331.)

Grosze Weihnachtsfreude.

Für die „Abendschule“ von Georg Ludwig.



Es war am Tage vor Weihnachten. Langsam brach die Dämmerung über die in eine weiche Schneedecke gehüllte Stadt herein. Der Oberlehrer Cordes saß in seiner traulichen Wohnstube und hing seinen Gedanken nach. Er legte das Bild eines etwa fünfzehnjährigen Knaben aus seiner Hand. Ein wehmütiger Zug lag auf seinem von Sorgen durchfurchten Gesicht; denn das wieder beschaute Bild war das seines einzigen Sohnes, der vor etwa zehn Jahren das Elternhaus verlassen hatte, weil er nicht nach seines Vaters Wunsch Lehrer werden wollte.

Seitdem war es still und einsam geworden in dem sonst so fröhlichen Hause des Oberlehrers. Nur die einzige Tochter verblieb der Eltern Hoffnung und Freude. So sehr sie aber auch versuchte, die Eltern über das Verschwinden des Sohnes zu trösten, sie vermochte es nicht, denn das Schweigen des Sohnes, der in der langen Abwesenheit kein Lebenszeichen gegeben, lastete wie ein Stein auf den Herzen der Eltern, die sich schwere Vorwürfe machten, ihren Sohn zu streng behandelt zu haben.

Lange saß Cordes da und bemerkte nicht, daß seine Gattin eingetreten war. Als sie das Bild in der Hand ihres Gatten sah, seufzte sie und sagte: „Ach, morgen wird schon die zehnte Weihnacht sein, die wir ohne unsern Robert feiern.“

„Ja,“ sagte der Vater, „zehn lange Jahre sind verflossen, ohne uns unsern Sohn zurückzubringen.“

Bekümmert sprachen die beiden von ihm, bis die Tochter eintrat und den Vater daran erinnerte, daß er an dem heutigen Abend eine Singprobe abzuhalten habe für das morgige Fest. Oberlehrer Cordes war nämlich Dirigent des Chors der St. Johanneskirche, einer der größten Kirchen der Stadt.

Langsam stand er auf, zog seinen Rock an und ging hinüber zur Kirche, wo der Chor schon vollzählig versammelt war. Sorgfältig nahm er alle Stücke durch, die für das Fest bestimmt waren, und alles fiel zur vollsten Zufriedenheit aus. Unter der pflichtgetreuen Leitung hatte der Chor stets Vorzügliches geleistet und erfreute sich eines guten Rufes. Für dieses Fest aber wurden besondere Vorkehrungen getroffen und eifriger gearbeitet als je zuvor; denn eine besondere Feier sollte veranstaltet werden, zu der sich sogar hochgestellte Persönlichkeiten aus der Landeshauptstadt, die sich vorübergehend am Orte aufhielten, angemeldet hatten.

Die Hauptnummer dieser Feier war ein Duett, das von der Tochter des Oberlehrers, einer talentvollen Sängerin, und dem berühmten Sänger Robertes gesungen werden sollte. Dieser war auf einer Rundtour begriffen und verweilte einige Wochen hier, wo er unter anderm auch im Hause des Schulrats Gerlach verkehrte. Auf Bitten des Schulrats, der ein Freund des Oberlehrers war, hatte Robertes eingewilligt, am Weihnachtsabend im Duett zu singen. Der Sänger war ein schlanker junger Mann von etwa 25 Jahren, der sich trotz seiner Jugend hohen Ruhm erworben hatte. Seine Augen, stets durch eine blaue Brille geschützt, und seine Gesichtszüge waren ernst, ja fast zu ernst für einen Mann seines Alters, woran vielleicht die vielen Schwierigkeiten, die er hatte bekämpfen müssen, schuld trugen. Als Knabe hatte er Heimat und Verwandte verlassen, um in der Fremde sein Glück zu suchen. Lange war ihm das Glück fern geblieben, und erst nach Ueberwindung vieler Hindernisse war es ihm ermöglicht, sein Talent auszubilden und sich zu einem berühmten Sänger emporzuschwingen.

Oberlehrer Cordes war froh, daß er eine solch geschulte Kraft für diese Feier bekommen hatte, denn das Lied war ein besonders schwieriges. Obwohl er nur flüchtig mit dem Sänger bekannt geworden war, so hatte doch dieser einen guten Eindruck auf ihn gemacht.

Unter den vielen Vorkehrungen, die ein Fest mit sich bringt, verflog die Zeit rasch, und jetzt war der langersehnte Festabend da. Die Kirche war festlich geschmückt und beleuchtet. Ein schön hergerichteter Christbaum stand nahe dem Altare. Mit festlichen Klängen verkündigten die Glocken den Beginn der Feier. Eine Schar von Andächtigen strömte herein, und auch die Gäste nahmen ihre Ehrensitze ein. Etwas abseits von seinem Chor saß Cordes, äußerlich ruhig, innerlich aber erregt, weil Robertes, den er auf eine frühere Stunde bestellt hatte, noch nicht angekommen war.

Die Glocken verstummten, und mit vollen Akkorden setzte die Orgel ein. Gleich darauf kam Robertes, ruhig setzte er sich auf den für ihn bestimmten Platz. Nach dem üblichen Präludium spielte der Organist das alte, aber schöne Weihnachtslied: „Stille Nacht, heilige Nacht,“ währenddessen der Christbaum angezündet wurde. Die liebliche Melodie und die verlesene Freudenbotschaft von der Geburt des Heilandes erfüllte die Herzen der Anwesenden mit Festesfreude. Jetzt kam der Moment, auf den der Chor gespannt gewartet hatte. Alle waren bestrebt, ihr möglichstes zu tun, um die Feier zu einer recht festlichen zu machen. Zuversichtlich schauten alle auf ihren Dirigenten, der ihnen ermunternd zunickte. Und wie sang der Chor! Noch nie hatte er so schön gesungen, kaum daß der Dirigent seinen Ohren trauen konnte.

Die Hauptnummer war jedoch das Duett der Lehrerstochter und des Sängers Robertes. Cordes, der nie in den Uebungsstunden der beiden hatte zugegen sein können, war etwas besorgt. Die zwei aber sangen, als hätten sie schon jahrelang zusammen gesungen. Als er das schöne Lied von solch vortrefflichen Stimmen singen hörte, überlief ihn ein Wonneschauer. Vergessen war die viele Arbeit und die Sorge, die er sich um dies Fest gemacht hatte. Er wußte, der junge Mann, der da sang, war ein gottbegnadeter Sänger, wie er noch keinen gehört hatte. Und welchen Eindruck machte das Lied auf die Zuhörer! Alle waren wie dahingerissen von den Tönen der Melodie, es schien, als schwebten sie in höheren Regionen, und feierliche Stille herrschte in dem weiten Raume.

Auf Bitten des Predigers erklärte sich der Sänger bereit, noch ein Lied allein zu singen. Innig und bewegt sang er:

„O Liebe, die den Himmel hat zerrissen,
Die sich zu mir ins Elend niederließ,
Was für ein Trieb hat dich bewegen müssen,
Der dich zu mir ins Jammertal verwies?
Die Liebe hat es selbst getan,
Sie schaut als Mutter mich in meinem Jammer an.“

Gleich bei den ersten Tönen der Melodie und den ersten Worten durchzuckte es Cordes wie ein Blitz. Er lauschte gespannt und wagte kaum zu atmen, damit ihm nichts entgehe. Ein Gedanke aber wurde lebendig in ihm: „Dies Lied! Wo habe ich dies Lied gehört? Ist das nicht das Lied, das ich vor Jahren selbst verfaßt habe? Ist das nicht dasselbe Lied, das wir so oft während der Weihnachtszeit, als mein Sohn noch zu Hause war, gesungen haben? Wie kommt dieser Fremde zu diesem Liede?“

Er schaute hinüber zum Sänger und mu



sterte dessen Gesichtszüge. Ist es möglich? Doch nein, kein bekannter Zug war zu entdecken, die blaue Brille entzog die Augen aller Kenntlichkeit. Das so wohlbekannte Lied erweckte schmerzliche Erinnerungen in ihm. Bilder einer glücklichen Zeit im frohen Familienkreise traten vor seine Seele, und eine unwiderstehliche Sehnsucht nach seinem Sohne überkam ihn. Sein sehnlichster Wunsch war, daß sein Sohn zurückkommen möchte, damit wenigstens für einmal der trauliche Familienkreis wiederhergestellt würde. Ein stilles Gebet stieg empor zu seinem Heilande um seinen Sohn!

Das Lied war zu Ende. Langsam wurde die Kirche leer. Cordes sah und hörte nichts, still und regungslos saß er da, den Kopf in die Hände gestützt. Er konnte das Lied nicht vergessen. Immer und immer wieder stellte er sich die Frage: „Wer ist dieser Sänger, und wie kommt er zu diesem Liede?"

Da berührt eine Hand leise seine Schulter. Langsam blickt er auf und sieht Robertes, den Sänger, vor sich stehen. Der hatte die blaue Brille abgenommen und sich so gestellt, daß das Licht ihm voll ins Gesicht fiel.

Ein Blick des Erkennens von seiten des Oberlehrers — und mit dem Rufe: „Vater, vergib!" fällt der Sohn vor dem Vater nieder. Schluchzend schließt ihn dieser in seine Arme.

Der Vater faßte sich zuerst, sanft zog er seinen Sohn empor und geleitete ihn hinüber zur Mutter, die bereits nach Hause geeilt war. Unbeschreiblich war die Freude über den wiedergekehrten Sohn. Noch lange saßen sie beisammen an diesem Abend. Feierlich beleuchtete das Weihnachtsbäumchen, das die Tochter anzündete, die fröhliche Gruppe, deren Herzen lauter Dank entströmte für die große Weihnachtsfreude, die ihnen der Heiland beschert hatte.

Der Christbaum und seine Lichterpracht.

Für die „Abendschule" von J. M. Gößwein.

Der Baum mit seinen Kerzen
Macht hell die dunkle Nacht;
Wo Christus wohnt im Herzen,
Da weicht die Sündennacht.



In ihm das Licht wir schauen,
Denn er ist lauter Licht;
Ohn' ihn nur Nacht und Grauen,
Mit ihm der Tag anbricht.

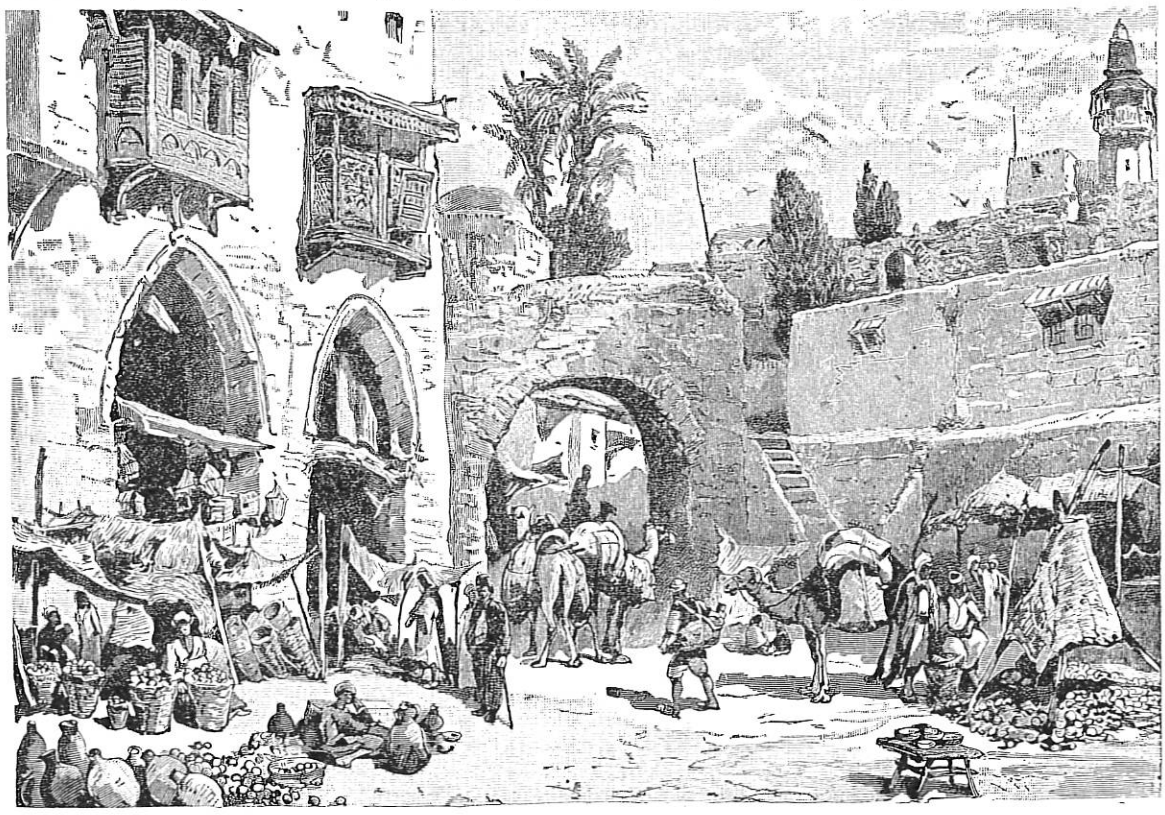
Ein Tag, wo es nie dunkelt,
Wo alles ist erhellt,
Weil seine Gnad' durchfunkelt
Die arme, düstre Welt.

Er leucht't mit hellem Strahle
Ins Christenherz hinein,
Macht es zum Freudensaale,
Voll Weihnachtssonnenschein!

Kriegsweihnachtszeit in Palästina.

Von Gaza aus, der südlichsten Stadt des Heiligen Landes, nahe dem Mittelmeere gelegen, haben die englischen Truppen, von Aegypten kommend, den Vormarsch gegen Jaffa (die alte, nördlicher gelegene Hafenstadt Joppe) und gegen Jerusalem unternommen. Palästina erlebt damit in diesem Jahre eine denkwürdige Kriegsweihnachtszeit.

Der Kampf um den südlichsten Ort Palästinas zog sich lange hin, doch mußte, als vor einiger Zeit die Engländer mit der Einnahme von Berseba (Bir Seba) die südwärts führende Bahnlinie erobert hatten, auch der Fall Gazas erwartet werden. Der Feldzug gegen Süd-Palästina war mit großen Schwierigkeiten verbunden. Jene Bahnlinie nach Hafir bildete eine stete Bedrohung, und die Dürftigkeit des Landes war ein großes Hindernis. Die Engländer bauten sich einen neuen Schienenstrang. Bis zur alten türkisch-ägyptischen Grenze bot dieser Bahnbau wenig Schwierigkeiten, aber von da bis Gaza ist das Gelände sehr gebrochen, von zahlreichen, tiefen Wadis (Flußläufen) und den Ausläufern des Gebirges Juda, die in lauter Hängen

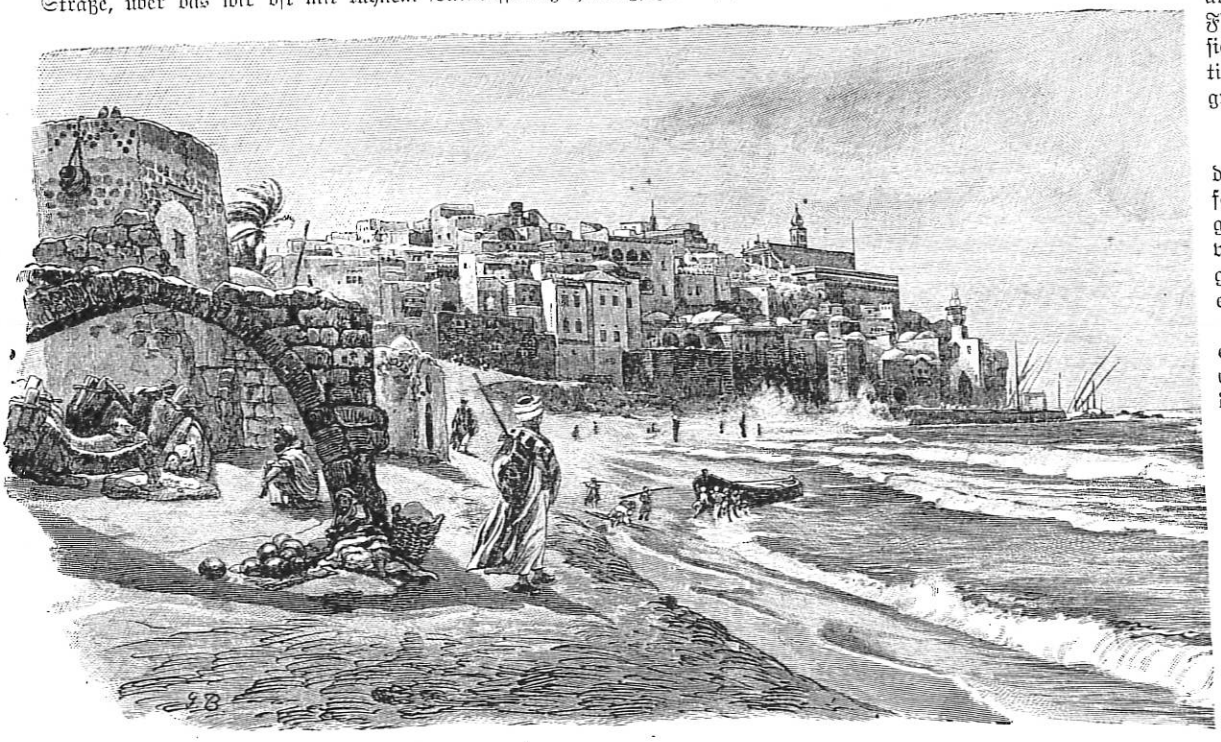


Eine Straße in der Stadt Gaza.

gegen das Meer abfallen, durchzogen. In der heißen Jahreszeit bedeckt kein Grün die Erde, und die Sonnenhitze macht dem Europäer den Aufenthalt in dieser Gegend unerträglich. Diese Zeit wurde indes von den Engländern zu ihrem Bahnbau benutzt. Im September sinkt die Temperatur, und das Klima ist wieder auszuhalten. Seit dieser Zeit erfolgte denn der Vorstoß auf Jerusalem. Nachdem Gaza genommen war, bewegte er sich nordwärts gegen Askalon. Als diese Stadt fiel, kam, weiter nördlich, die Hafenstadt Jaffa an die Reihe, von wo die Eisenbahn westwärts zur Hauptstadt Jerusalem führt.

Ludwig Schneller, der bedeutende Palästina-Kenner, entwirft von Gaza, wie es vor dem Kriege aussah, ein anschauliches Bild. Seiner Schilderung ist das folgende entnommen.

Die Straßen Gazas sind nicht breite, gepflasterte, geordnete Straßen, wie sie die Leser bei sich daheim gewöhnt sind, sondern überaus enge, von Schmutz starrende Gäßchen. „Wir wußten", plaudert er, „oft nicht, was wir lieber zuhalten sollten, die Augen oder die Nasen. Aller Kehricht und Unrat wird aus den Häusern auf die Gasse geworfen. Durch ein Loch neben jeder Haustür sickerte fast überall ein ekelhaftes, übelriechendes Rinnsal auf die Straße, über das wir oft mit kühnem Turnersprung hinwegsetzen



Die Stadt Jaffa.

mußten, um nicht in zu nahe Berührung damit zu kommen. Daß die Bewohner von Gaza noch nicht gelernt haben, den gesundheitlichen Wert verschwiegener Kämmerlein zu schätzen, sieht man an allen Straßenecken. Die Einrichtung einer städtischen Straßenreinigung ist unbekannt. Aber die wilden Hunde, die überall herumlungern, alles beschnüffeln und auffressen, üben einigermaßen die nötigste Gesundheitspolizei. Wir wunderten uns nicht, als uns unser Begleiter versicherte, daß bei solcher Vernachlässigung der einfachsten Gesundheitsregeln ein volles Drittel der Kinder Gazas schon im zarten Kindesalter stirbt.

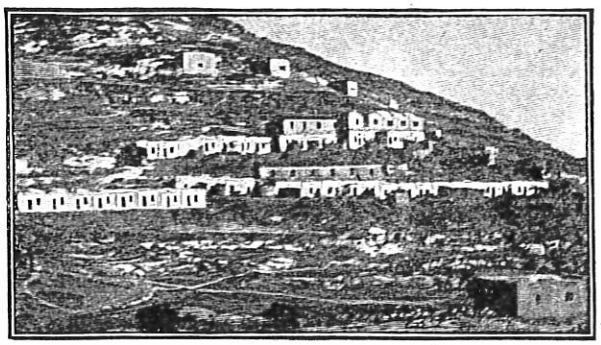
„Den Mittelpunkt jeder arabischen Stadt bildet der ‚Sſuk' oder Basar, auf dem alles feilgeboten wird, womit in der Stadt gehandelt wird. Darum wandten wir unsere Schritte bald zum Sſuk. Lauter elende, enge Gäßchen fanden wir da. In jedem war ein besonderes Gewerbe seßhaft. Da gab es einen Schneider-, Schuster-, Goldschmiedebasar und viele andere. Ueberall dieselbe Einrichtung: rechts und links öffnen sich höhlenartige, tiefe, fensterlose ‚Kaufläden', die ihr Licht nur von der Straße her bekommen, also je weiter nach innen, desto finsterer werden. Da waren alle Schätze der Handelsherren von Gaza zu sehen. Besonders im Sſuk für Lebensmittel lag alles bunt durcheinander: Brot, Käse, Gemüse, Olivenöl, Feigen, Aprikosen, Melonen, Linsen, Datteln, Bohnen und vieles andere. Hühner flogen gackernd darüberhin, und ganze Heere von Fliegen setzten sich schmausend darauf. Zum Schutze gegen die Sonnenglut, die in Gaza viel größer ist als droben in Jerusalem, sind Stroh- und Binsenmatten über die engen Straßen gespannt.

„Auch mancherlei Gewerbefleiß hat Gaza aufzuweisen. Die größte Rolle spielen die Seifensiedereien, die aus dem Oel der Oelbaumwälder Palästinas eine gute Seife herzustellen wissen. Auch die Töpfereien Gazas sind im ganzen Lande berühmt. Namentlich verstehen sie die schwarzen, durchlässigen Tonkrüge vortrefflich zu brennen, in denen das Wasser infolge der Verdunstungskälte auch in glühendster Sommerhitze prachtvoll kühl bleibt. Auch die Webereien sahen wir uns an. Da wurden namentlich die weiß und braun gestreiften Mäntel aus Kamelswolle gewoben, die ‚Abaayen', wie sie alle Bauern Palästinas tragen. Wahre vorsintflutliche Ungetüme von Webstühlen waren da, an denen die Arbeiter in ihren roten Tarbuschen und Turbanen saßen. Dabei halfen ihnen kleine Jungen, deren Kopf durchweg glatt abrasiert war; nur oben am Schopfe hatte jeder ein langes Haarbündel. Die Mohammedaner sagen: damit beim Tode dem Auferstehungsengel seine Arbeit erleichtert werde, wenn er sie am Schopfe aus dem Grabe ziehe. Aber schon im Diesseits hat dieses Rasieren wohltätige Wirkung, denn auf der glatten Fläche können sich die Haustierchen nicht gut ansiedeln.

„Wir haben ganz Gaza durchstreift, aber fast kein einziges Gebäude von Bedeutung gefunden. Das einzige ist die Hauptmoschee, eine ehemalige christliche Kirche der Kreuzfahrer aus dem 12. Jahrhundert. Im Jahre 1350, nachdem die Kreuzfahrerherrlichkeit längst zusammengebrochen war, wurde sie in eine mohammedanische Moschee verwandelt. Nur die zahllosen Marmorsteine, Säulenknäufe, Säulenschäfte, die fast in jeder Hütte im Mauerwerke zu sehen sind, verraten, daß hier einst eine glänzende Marmorstadt gestanden haben muß.

„Den schönsten Ueberblick hatten wir, als wir im Südosten Gazas den höchsten Hügel, El Muntaar, bestiegen. Ihn umstrahlt eine mehrtausendjährige Ueberlieferung. Hierher soll ja Simson in jener Nacht (Richter 16) die Stadttore Gazas getragen haben. Hier droben hat man einen freien Blick nach allen Seiten. Drüben im Osten ragt die Gebirgsmauer des Landes Juda bis zu 2,800 Fuß empor. Drunten liegt die Stadt mit ihren weißen Häusern und ihren fünf Minaretten. Im Süden erstreckt sich in weiten verwahrlosten Flächen der mohammedanische Friedhof mit seinen weiß getünchten Grabsteinen. Nahe bei der Stadt beginnen schon die berühmten Olivenwaldungen von Gaza. Palmen wiegen ihre Kronen über dem Stadtbilde, und drüben im Westen rauscht das Meer. Hier droben kann man träumen von längst vergangenen Zeiten. Denn eine reich bewegte Geschichte ist seit Jahrtausenden über dieses Gaza hingegangen. In den ersten Zeiten Israels war Gaza neben Ekron, Gath, Asdod und Askalon eine der fünf Hauptstädte der Philister. Und wie viele Kriegshelden und Eroberer sind später hier durchgezogen! Sargon, Sanherib, Asarhaddon, Assurbanipal, Nebukadnezar, Kambyses haben hier Rast gehalten. Alex

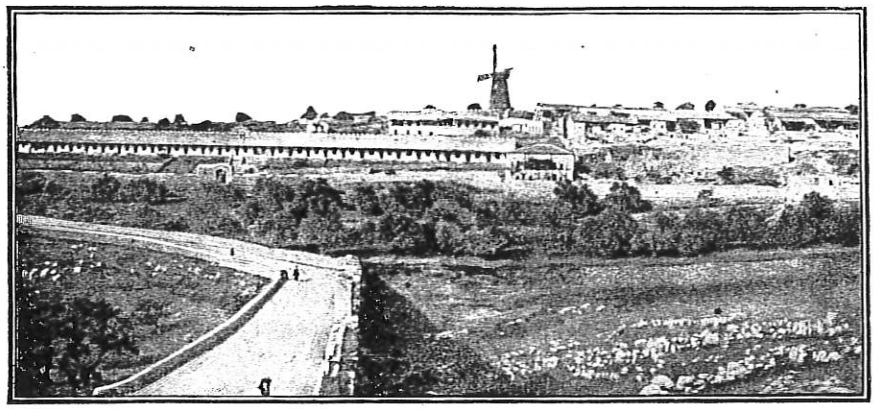
ander der Große mußte die Stadt fünf Monate lang belagern; als er sie eroberte, wurden alle Männer erschlagen, die Frauen und Kinder in die Sklaverei verkauft. Zur Zeit JEsu standen hier zehn prachtvolle heidnische Tempel, die der Sonne, dem Apoll, der Venus, der Proserpina, Hekate, vor allem aber dem Hauptgotte Marnas, dem Zeus von Gaza, geweiht waren. Danach war Gaza einer der blühendsten Sitze des Hellenismus. Glanz und Reichtum sprachen aus den vielen Marmorpalästen. Künstler und Philosophen spielten in den Hochschulen und Akademien eine hervorragende Rolle. Erst im 5. Jahrhundert gewann das Christentum hier den Sieg. Die byzantinischen Kaiser taten viel für die Handels- und Seestadt, namentlich bauten sie eine vortreffliche, durch zahlreiche Garnisonen gesicherte Handelsstraße, die sich über Versaba und den nördlichen Teil der Sinai-Halbinsel bis Aila am arabischen Meerbusen, dem heutigen Akaba, hinüberzog. Aber im 7. Jahrhundert brauste der Sturm des Mohammedanismus über Stadt und Land, See- und Handelsstraßen. Und dann wurde es allmählich totenstill. Wir fragten uns, ob es denn möglich sei, daß diese elende Masse von Häuschen und Lehmhütten dieselbe Stadt sei, die einst als das prächtige Gaza wie ein Stern durch die Jahrhunderte der Geschichte geleuchtet hat."



Eine Zionisten-Kolonie nahe Jerusalem.

Askalon ist ein ganz ähnlicher Ort mit ähnlicher geschichtlicher Vergangenheit. Neben ihnen ist Jaffa, der Hafen Jerusalems, für die militärischen Operationen ungleich wichtiger; denn von hier aus führt die Bahn zur Hauptstadt (35 Meilen) und verbindet ganz Süd-Syrien mit der Türkei.

Jaffa, das zur Zeit 45,000 Einwohner zählt, ist wie die meisten Städte an der syrischen Küste eine alte phönizische Kolonie und hat eine sehr bewegte Geschichte. Es wurde mehrere Male zerstört, von den Kreuzfahrern erobert und von den Arabern zurückerobert. Die alte Stadt war auf einem Felsen, 50 Fuß über dem Meere, erbaut und war damit eine sehr starke Position. Es hat sich kein interessantes Denkmal ihrer Vergangenheit erhalten; die Altstadt ist jetzt das Mohammedanerviertel, sehr malerisch mit den engen Straßen und den festungsähnlichen Häusern. Ganz anders ist die Neustadt, die sich um die erhöhte Altstadt gruppiert. Sie ist gewiß nach Beirut die europäisierteste Stadt Syriens, mit breiten Straßen und von Bäumen umstandenen Quartieren, die einen guten Eindruck machen. Besonders das Judenviertel sticht durch seine Reinlichkeit und den sorgfältigen Bau der Häuser hervor, von denen jedes für eine einzige Familie bestimmt ist und den Eindruck der Ordnung und Wohlhabenheit erweckt. Es sind Kolonien von Zionisten, die aus Europa stammen und sich in Palästina niedergelassen haben; die in Jaffa treiben namentlich Handel und haben durch ihre Arbeit viel zum Gedeihen dieser Stadt beigetragen. Mehrere Promenaden zieren die Stadt, und Dschemel Pascha hat kürzlich sogar einen großen Boulevard mit schönen Baumanlagen schaffen lassen. Man findet hier Schulen und Spitäler nach europäischer Bauart, mehrere von Deutschen gehaltene sehr gute Hotels und Häuser von gefälliger Architektur, inmitten schöner Gärten. Der Hafen ist klein, aber ziemlich geschützt; er dient als Transitplatz für Jerusalem und ganz Süd-Palästina, namentlich Gaza; der jährliche Umsatz beträgt $30,000,000. Aber den Hauptreichtum Jaffas machen die Kulturen der Umgebung aus. Die Deutschen und die europäischen Juden, die sich gegen 1870 hier niedergelassen, haben das vordem trockene Land in einen prächtigen Garten verwandelt. Diese Emigranten gruppierten sich nach Kolonien. Die reichste ist die von Sarona, eine gute Meile von Jaffa; sie besteht ausschließlich aus protestantischen Templern, einer religiösen Sekte aus Süddeutschland, die gegen 1868 nach Palästina ausgewandert ist. Sie haben Sprache und Sitten ihres Mutterlandes bewahrt und bilden eine religiöse und politische Gemeinschaft mit eigener Kirche, Verwaltung und Schulen. Sie haben sehr sorgfältig gepflegte Pflanzungen von Reben, Orangen- und Mandelbäumen angelegt, die von zahlreichen Brunnen mit Motorpumpen bewässert werden. Unvergeßlich ist der Anblick dieser Orangengärten, die sich mit ihrem dichten, tiefgrünen Blätterwerk und dem herrlichen Goldgelb der Orangen dehnen, soweit das Auge reicht. Die Orangen sind von einer besonderen Sorte, sehr groß, ein wenig länglich, ungemein saftig und süß; sie werden unter dem Namen Jerusalem-Orangen verkauft. Mehr als 1,000,000 Kisten Orangen werden jährlich von Jaffa aus verschickt. Die Rebe wird ebenfalls sehr gut gezogen und gibt vorzügliche Produkte, aber da die Verarbeitung zu Wein in so heißen Ländern schwierig ist, so haben sich die Besitzer zu einer Genossenschaft vereinigt, der sie ihre Ernte zur Verarbeitung und zum Verkauf abliefern, worauf das Geld gleichmäßig unter die Mitglieder verteilt wird.



Die Montefiore-Kolonie bei Bethlehem.

Jahre des Friedens haben die ganze Gegend von Jaffa bis Jerusalem und Bethlehem emporgebracht. Wie traurig, daß jetzt der Weltkrieg — gerade zu Weihnachten, da einst dort das „Friede auf Erden" dem Erdkreis verkündigt wurde, — mit seinem jammervollen Gefolge auch diese Orte verheert, mit Tod und Trauer Einzug hält, die arbeitsamen Bewohner zersprengt und das aus einer Wüste zu blühender Landschaft umgewandelte Gebiet wieder zur Wüstenei macht.

W.

Der Weihnachtsapfel.

Weihnachtsgeschichte von Elsa Walter.

Gerade gegenüber der städtischen Volksschule betrieb Mutter Rickchen seit langen Jahren in ihrer Holzhütte einen kleinen Obsthandel. Die Schuljugend gehörte zu ihren ständigen Kunden. Während der Erholungspausen sah man täglich die hungernde Schar unaufhörlich bei Mutter Rickchen vorsprechen, die eine große Kinderfreundin war und oft eine schöne Birne oder einen rotbackigen Apfel darauf gab. Sie nahm auch sehr regen Anteil an den Fortschritten ihrer kleinen Käufer, und wenn einer von ihnen eine Vorzugsnote erhielt, hatte sie stets Kenntnis hiervon. Dann pflegte ein stilles, freundliches Lächeln über ihr faltenreiches Gesicht zu huschen, und lobenden Tones meinte sie dann: „Nur immer so zu, Jungchen, nur immer so zu!" Und dabei hatte ein prächtiger Apfel vom Verkaufstische die Wanderschaft in des Jungen Tasche angetreten.

Als der Herbst wieder einmal ins Land zog, brachte er, wie alljährlich, eine neue Schar von Schülern für die erste Klasse. Dar-



Der verlorene Sohn.

unter gab es viele reiche und arme Knaben, Duckmäuser und Taugenichtse, gute und schlechte Schüler. Der allerbeste, aber auch allerärmste unter ihnen war Hans Michael. Er war der Sohn einer unbemittelten Näherin, die mühsam Tag und Nacht für ihre drei Kinder arbeitete und deren Erwerb trotzdem ein sehr geringer war. Hans hatte seinen Vater vor zwei Jahren verloren; er war an einer tückischen Krankheit nach längerem Leiden gestorben. Hans lernte leicht, so daß ihm täglich noch Zeit blieb, seiner Mutter hilfreich an die Hand zu gehen. Deshalb kam es auch, daß er niemals mit den anderen Knaben nach Schulschluß umhertollte, sondern schnurstracks nach Hause eilte. Mutter Rickchen, die, wie jedes Jahr, auch heute wieder mit den Neulingen Kameradschaft geschlossen hatte, sah täglich den armen Hans in seiner dürftigen Kleidung von und zur Schule gehen, ohne daß er, wie andere Kinder, nach dem aufgehäuften Obste zu schielen pflegte.

So war wieder die Weihnachtswoche mit all ihren still erhofften Freuden, mit all der süßen Heimlichkeit für Kinderherzen, die den Inbegriff allen Glückes bedeutet, ins Land gekommen.

Mutter Rickchen hielt hinter den frostbedeckten Scheiben ihrer Verkaufshütte die prächtigsten Früchte feil, die so ganz zum Schmucke grüner Tannenbäume geschaffen schienen. Allen voran der Weihnachtsapfel. So hatte sie nämlich eine besonders schöne, gelb- und rotwangige Apfelart benannt, die anderswo gewiß einen anderen Namen hatte.

Am Tage vor dem 24. Dezember hatte Mutter Rickchen soeben ein Faß von diesen Aepfeln erhalten und war gerade im Begriffe, dieselben auszupacken und in bereitstehende Körbe zu füllen. Während sie so vor ihrer Hütte harrte, kam Hans Michael des Weges, der auf einem Botengang war. Mit hungrigen Augen sah er nach der Aepfelpracht. Was für schöne, gesunde Früchte das waren! Welch glückliches Kind wird wohl solch ein paar Aepfel von seinem Bäumchen nehmen dürfen? Mutter Rickchen sah nach dem Kleinen und verstand seinen begehrlichen Blick und hätte ihm gern einen der Aepfel geschenkt, aber sie hatte bereits an eine kleine Weihnachtsüberraschung für den Knaben gedacht und zu diesem Zwecke von einem seiner Mitschüler die Adresse ausgeforscht. So tat sie, als bemerke sie ihn nicht, und trat in ihre Hütte, um noch einige leere Körbe herbeizuschaffen.

Hans Michael, du armes Kind, nun nahte die Versuchung! Mit verstörtem Gesicht und zitternden Fingern erfaßte er einen der schönsten Aepfel, schob ihn in die Tasche und lief davon. Kaum aber war er ein paar Schritte entfernt, als ihn tiefe Reue erfaßte; aber den Apfel zurückzugeben wagte er nicht, ebensowenig wollte er ihn nach Hause den Geschwistern bringen, da er Mütterleins Fragen befürchtete. Und so aß er die gestohlene Frucht selbst gierig, große Bissen verschluckend, und am Heimweg mied er Mutter Rickchens Hütte.

Am Christabend saßen Hans, Karl und die kleine Anna mit der Mutter bei der wässerigen Abendsuppe. Zuweilen stand eins von den Kindern auf, eilte ans Fenster des kleinen Dachstübchens und blickte hinüber nach den gegenüber liegenden Häusern, die vom Lichterglanz der brennenden Christbäume erleuchtet waren. Aber keins von den Kleinen sagte ein Wörtlein, nur die Mutter seufzte wiederholt, während ihr trauriger Blick die kleine Schar musterte.

Da klopfte es. Die arme Näherin erhob sich von ihrem zerlöcherten Strohsessel und öffnete die Tür. Mutter Rickchen stand auf der Schwelle.

„Sie wünschen?“ fragte Frau Michael erstaunt, die die Alte vom Sehen kannte.

„Ist Ihr Junge, der kleine Hans, daheim?“ fragte diese.

„Ja, freilich. Hans, komm her!“ rief die Näherin und nötigte den späten Besuch ins Zimmer. Mutter Rickchen flüsterte Frau Michael etwas ins Ohr, worauf diese Hans winkte und den beiden die Tür in die Küche öffnete. Dort brannte ein Stümpfchen Kerze, das bald auszulöschen drohte.

„Gleich wird es heller sein,“ sagte die Obsthändlerin und strich dem Knaben mit ihrer rauhen Hand über die Locken. „Weil Du immer so ein guter Schüler und Sohn bist, so hab' ich für Dich und Deine Geschwister ein Christbäumchen und ein paar Spielsachen mitgebracht; draußen steht alles vor Eurer Türe, und nun wollen wir es rasch hereinholen und aufbauen!“

Nun denkt sich ein jeder, daß Hänschens Freude unermeßlich war; aber keinesfalls! Die Schamröte stieg ihm in das abgemagerte Gesicht; er wollte sprechen, aber die Stimme versagte ihm. Wie sollte er von Mutter Rickchen für sich und die Seinen solch eine Wohltat annehmen, wenn sein Gewissen nicht rein war?



Wie viele Kinder zeigt dies Scherzbild?

Die Alte sah erstaunt auf das wortkarge Kind. Sie hatte sicher erwartet, daß er in einen Jubelruf ausbrechen würde. Da hielt sich der Knabe nicht länger und brach in ein heftiges Schluchzen aus.

„Aber, Junge, was gibt's denn bloß?“ fragte die Obsthändlerin besorgt.

Da gestand Hans ihr zitternd, was er getan, und bat flehentlich um Verzeihung. Er verzichtete gern auf den ihm zugedachten Teil, wenn sie ihm nur vergeben wollte.

Mutter Rickchen faßte ihn unters Kinn und blickte ihm in die Augen. „Uns allen kommt einmal die Versuchung im Leben. Wohl dem, der sich reuig seiner Schuld bewußt und rechtzeitig in sich geht! Dem kann noch geholfen

werden!" Nach einer Pause fügte sie hinzu: „So mancher hat mit einem Apfel begonnen und mit Gefängnis geendet. Ich freue mich, daß Du mir alles gestanden, und ich will Dir, so lang ich lebe, mit Rat und Tat zur Seite stehen. Wir wollen nie wieder über die Sache reden! Und nun laß uns alles hereinbringen, damit es auch bei Euch einen Weihnachtsabend gibt!"

Hans öffnete dankerfüllt die Küchentür, die auf den Stiegengang führte, und half die schönen Dinge alle hereintragen. Das war nun ein Jauchzen der Kinder, als sie unter dem schön geschmückten Tannenbäumchen Spielzeug und warme Kleider fanden! Mutter Rickchen versprach, der armen Näherin, so gut sie konnte, in ihrer Bedrängnis zu helfen. —

Als Hans am Abend in seinem harten Bettchen lag, faltete er die Hände und betete: „Lieber Gott, Mutter Rickchen hat mir verziehen, verzeih' Du mir auch! Nimmer wieder will ich Schlechtes tun und will brav sein jetzt und auch im ferneren Leben. Amen!"

Und Hans hat sein Versprechen gehalten. So endet die Geschichte vom Weihnachtsapfel.

Buntes Allerlei.

Luigi Cadorna, bisher Italiens Obergeneral, gehört zu den rücksichtslosen Pflichtmenschen; rücksichtslos gegen sich selbst und rücksichtslos gegen andere, wenn die Pflicht es erheischt. Deshalb war er bei der Armee mehr gefürchtet als beliebt. Mit der Zähigkeit aller echten Pflichtmenschen hält er an einem vorgesteckten Ziele fest, einerlei welche Opfer gebracht werden müssen, es zu erreichen. Elf blutige Schlachten hat er den Oesterreichern am Isonzo geliefert, eine blutiger als die andere, und in jeder Schlacht hat er von seinen Offizieren und Soldaten das Höchste verlangt, was der Mensch ertragen kann. Unverwandt behielt er das Ziel im Auge, auf das er seine Pläne eingestellt hatte, ist davon aber heute weiter als jemals entfernt.

Die Insel Bardsey, zwischen Irland und England gelegen, zählt nur 60 Einwohner, die alle vom Fischfang leben. Diese Inselbewohner haben in der Person von John Williams einen neuen König gewählt. Sie bilden nämlich ein kleines Wahlkönigreich mit allgemeinem Stimmrecht und Volksbeschluß. Die Gesetze, die im Königreich Geltung haben, sind sehr einfach, aber es gibt darunter eins, das fast als drakonisch betrachtet werden kann, nämlich: Der junge Mann, der ein nicht auf der Insel geborenes Mädchen als seine Gattin heimführt, wird verbannt. Doch soll es fast nie vorkommen, daß diese Strafe verhängt werden muß.

Der Kinder Schutzengel. Bei dem kürzlichen Zusammenstoß in der Schlucht von Montier auf der Juralinie ist einer Schule, die einen Ausflug gemacht hatte, Heil widerfahren. Die Schüler langten zu spät auf dem Bahnhofe an und konnten den für sie reservierten Wagen des schon abfahrenden Zuges nicht mehr benutzen. Bald traf dann die Nachricht vom Zugzusammenstoß ein, und zwar war gerade jener Wagen stark demoliert worden.

Viele Gemeinden in Südaustralien haben ihre Lehrer, trotzdem ihre Schulen geschlossen sind, nicht entlassen, sondern sie angestellt, des Sonnabends ihren Kindern Religionsunterricht zu erteilen und Sonntags Sonntagsschule zu halten. Was wir an unseren Schulen haben, daß erkennen dort viele Eltern erst jetzt recht, seitdem ihnen die Gelegenheit, ihre Kinder in christliche Gemeindeschulen zu senden, geraubt wurde.

Canada hat in diesem Jahre eine dreimal so starke Einwanderung gehabt als im vorigen Jahre. Trotz des Krieges, aus den Vereinigten Staaten nämlich. Und fast die gesamte Einwanderung ist nach den getreidereichen westlichen Provinzen, also nach Alberta, Manitoba und Saskatchewan, gegangen.

Hundert Jahre alt war am 28. Oktober Pastor Wm. Gerhardt von Martinsburg, W. Va.; er ist in Hessen-Darmstadt geboren. Die Stadt schenkte ihm zum Geburtstage $200 in Gold.

In Belvidere, N. J., lebt ein Mann, der 101 Jahre alt, ein Automobilfex und ein leidenschaftlicher Raucher ist. Die leichtsinnigen jungen Leute von heute!

In Georgia hat man das „Silo", die Getreide- und Futtergrube, in den Dienst gestellt und macht darin Whiskey.

Kein richtigerer Druckfehler könnte uns passieren, als daß der Setzer die Maximalisten als Paximalisten bezeichnet.

Druckfehler. Das Quartett wurde nach dem Vortrage des zweiten Liedes mit Applmus überschüttet.

Ein Bayer-Kanzler in Berlin. Dös, wann's der Vaterlands-„Sigl" aus München derlebt hätt'!

Milchkannen, die noch vor ein paar Jahren $2 kosteten, sind jetzt $5 bis $6 wert.

Die Kegler denken in dieser schweren Zeit an „Strikes", aber auch an „Spare".

Ein pennsylvanischer Kohlengräber hat letzten Monat $347 Lohn verdient.

Die neue Hochquellenleitung, die New York mit köstlich reinem Wasser aus dem 120 Meilen entfernten Catskill-Gebirge versorgt, wurde dem Gebrauche übergeben. Als eine Großtat der Technik ist das Werk eins der bedeutendsten, die menschlicher Geist je ersonnen und geschaffen, aber als eine Großtat der Finanz, der amerikanischen Finanz, steht es eigentlich noch höher da, denn es wurde nicht nur ein Jahr vor der vertragsmäßigen Zeit fertig, sondern kostete auch $7,000,000 weniger, als im Kostenvoranschlage angesetzt war, ein in den Annalen öffentlicher Bauten hierzulande wohl einzig dastehendes Ereignis.

Der elektrische Stuhl dient jetzt dazu, überflüssiges Fleisch schmerzlos zu entfernen. Der Dicke, welcher gerne einige Pfund seines Körpervolumens los werden möchte, braucht sich nur jeden Tag einige Minuten in dem Stuhl zurückzulehnen, und die Entfettungskur nimmt ihren Verlauf. Es ist der Feradische Strom, welcher auf das Zellengewebe so wundervoll einwirkt.

John W. Foster, unter Präsident Harrison Staatssekretär (nach Blaine), schied aus dem Leben. So ganz nebenher wurde sein Tod gemeldet, und doch gibt es heute wenige Diplomaten in Amerika, die an seine Bedeutung heranreichen.

Auch Schiffs-Chronometer sind ums drei- und vierfache im Preise gestiegen. Die Frage, was man seiner Frau zu Weihnachten schenken soll, wird immer schwieriger.

Auf einer Kirche in San Francisco ist ein großes, elektrisch beleuchtetes Kreuz angebracht, das sich dreht und zwei Umdrehungen in der Minute macht.

Die diesjährigen Ernteergebnisse sind, ungefärbten Berichten nach, bedeutend besser als die letztjährigen. Aber die logische Folge ist bisher ausgeblieben.

Die Briten haben seit Kriegsbeginn 166,000 Gefangene gemacht, davon 30,197 Türken und 101,534 Deutsche, nebst 800 Geschützen.

Die Rose duftet süß, wie immer ihr sie heißen mögt. Und die Fünfcent-Zigarre duftet auch als Zehncent-Zigarre genau so wie früher.

Sprachkenntnisse gehören zur allgemeinen Bildung. Wer ihrer Erwerbung entgegenarbeitet, stellt sich ein Armutszeugnis aus.

Der neue Bürgermeister von New York, John F. Hylan, fing seine Karriere als Maurerlehrling mit $1.50 den Tag an.

Pastor F. Berkemeyer, 89½ Jahre alt, ein lutherischer Veteran des Generalkonzils, starb in Sellersville, Pa.

Ganze $250 hat den sozialistischen Mayorskandidaten Morris Hillquit die Kampagne gekostet. Das war sie wert!

Von den acht Ministern der neuesten revolutionären Regierung Rußlands sind sieben „geliebte" Juden des Zaren.

Billy Sunday will nur dann nach Chicago kommen, wenn ihm eine Einnahme von $70,000 sichergestellt wird.

Chicagos neues Adreßbuch wiegt 18 Pfund; der erste Name ist Aaba, der letzte Zizwiczynski. Bedeutsam!

Ueber 5,000,000 Farmen gibt es in den Vereinigten Staaten, auf denen Milchkühe gehalten werden.

Königin Liliuokalani starb auf Hawai; sie hinterließ $200,000 und eine Krone im Werte von $1,700.

Maine brüstet sich, den Höchstpreis von $4.85 pro Faß für Kartoffeln erlangt zu haben.

Vorschuß erhielten die Alliierten bis jetzt von den Vereinigten Staaten $3,876,400,000.

In der Honigerzeugung steht Texas an erster, Missouri an zweiter Stelle.

Der Kohlenmangel Amerikas für 1917 soll 50,000,000 Tonnen ausmachen.

Für Haus und Herz.

Advent.

Sei uns gegrüßt von Herzensgrunde,
Du süße, freudenvolle Zeit!
Du bringst uns neue frohe Kunde
Von ihm, dem HErrn der Herrlichkeit,
Der nun zu unserm Trost erscheint
Und liebend sich mit uns vereint.

Wahrer Weihnachtsjubel.

Halleluja, laßt uns loben:
„Ehre sei Gott in der Höh'!"
Ob die Feinde droh'n und toben,
Ob der Erde Not und Weh
Unser Herz bestürmt hienieden:
JEsus bringt uns Trost und Frieden,
Einen Frieden, der da bleibt,
Wenn auch diese Welt zerstäubt!

Herrlich wird er wiederkommen,
Der in Armut einst erschien,
Dann begrüßen seine Frommen
Froh mit Hosianna ihn.
Auch die Toten werden leben;
Aber, die ihm widerstreben,
Werden ihn mit Schrecken seh'n
Und ohn' Hoffnung untergeh'n.

Adventslied.

So oft mir das Lied: Wie soll ich dich empfangen? in hundertstimmigem Chore entgegentönt, ist es mir, als ergösse sich plötzlich ein lichtheller Frühlingsglanz durch die herannahende Winternacht, und ich fühle mich gehoben durch den Schwung des Festgesanges, als trete der holdselige Friedefürst persönlich mir entgegen, um mein armes Herz von allem seinem Leid und Weh mit einem Male zu erlösen. (F. W. Krummacher.)

Die kirchlichen Festzeiten.

Das Adventsfest ist das Neujahrsfest der Kirche. Wie das natürliche Jahr sich bildet durch den Umlauf der Erde um die Sonne, so hat auch das Kirchenjahr seine Sonne, um welche der Kreislauf seiner heiligen Tage sich dreht. Diese Sonne ist JEsus Christus, das Licht der Welt. Wie das natürliche Jahr seine Jahreszeiten hat mit ihren verschiedenen Segnungen, Freuden und Geschäften, so hat auch das Kirchenjahr seine Jahreszeiten, welche die mannigfaltigsten Offenbarungen der göttlichen Gnade, die verschiedenen Stationen in der Geschichte unserer Erlösung uns vor die Seele führen. Weihnachten mit dem JEsuskinde in der Krippe, hereingeboren in die Finsternis dieser Welt, ist die geistliche Winterfreude der Christenheit. Ostern mit dem Lobgesang „Christus ist erstanden" ist der Frühling im Kirchenjahre. Pfingsten mit seinen Feuerflammen vom Himmel bezeichnet Sommers Anfang in der Kirche. Und jene letzten Trinitatissonntage, von denen wir herkommen, mit ihren Mahnungen an Tod und Ewigkeit, sie deuten auf den Herbst hin im Reiche der Gnade, sie erinnern uns an den Tag der Ernte, dem wir entgegengehen, sie fragen nach den Früchten, welche das abgelaufene Gnadenjahr in der Gemeinde zur Reife gebracht hat. (Gerok.)

Napoleons Bekenntnis auf Helena.

Wie mancher König und Fürst, Minister und General und Gewaltige ist in dieser Kriegszeit gestürzt! Sie alle erinnern an Napoleons Bekenntnis: „Mein Leben glänzte einst in allem Glanz der Herrscherwürde. Aber das Unglück brach herein, das Gold verlor seinen Glanz. Das ist das Ende großer Männer. Noch einige Augenblicke — dann ist es vorbei mit dem großen Napoleon. Welch ein unendlicher Unterschied ist zwischen meinem Namen und dem JEsusnamen; welch ein Abstand zwischen meinem Elend und dem ewigen Reiche JEsu! JEsu Name wird gepredigt allenthalben, immerdar, das Kind in der Krippe wird geliebt und angebetet, sein Reich dehnt sich aus über die ganze Erde."

Weihnachten soll Freude bringen.

Weihnachten ist eine Zeit der Freude und des Wohlgefallens, wie die Engel es einst den Hirten verkündigt haben. „Siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volke widerfahren wird." Nicht bloß die Kinder freuen sich, auch die Erwachsenen freuen sich mit ihnen. Kein anderes Jahresfest ist so sehr ein allgemeines Freudenfest in allen Christenlanden wie das schöne, freudenvolle Weihnachtsfest. Mancher weiß wohl nicht, warum er froh sein sollte; wenn er aber nicht froh sein kann, so ist er eben darüber betrübt, daß er an der allgemeinen Freude nicht teil hat. Mit der Weihnachtsfreude geht Freundlichkeit, Gutmütigkeit, Freigebigkeit, der allgemeine Wunsch, auch andern Freude zu machen.

Die Weihnachtshoffnung.

In dieser Weihnachtszeit bemühen sich die Menschen, Opfer zu bringen, um nicht bloß denjenigen eine Freude zu bereiten, die ihnen nahe stehen, sondern auch solchen, die außerhalb ihres Kreises stehen und ihrer Hilfe bedürfen. Wären doch die Menschen während des ganzen Jahres von demselben hohen und selbstlosen Gedanken erfüllt, der sie in dieser Zeit beseelt! Leider ist das aber nicht der Fall. Während der übrigen Zeit des Jahres herrscht vielfach die Selbstsucht, auf manchen Gebieten des Lebens hat man sie förmlich zum Range einer Wissenschaft erhoben. Die Selbstsucht hat stets eine unheimliche Rolle gespielt in dem Leben der Menschen. Woher Habsucht und Geiz, Haß und Neid, Mord und Krieg unter den Menschen? Die Selbstsucht erzeugt sie. Aber wir leben der Hoffnung, daß wir einer Zeit entgegengehen, in welcher der Selbstsucht Grenzen gesetzt werden, in welcher der Ungerechtigkeit Einhalt geboten wird. Weihnachten leuchtet daher auch hell und klar hin auf das ewige selige Weihnachten. Es kann ja niemals Frieden auf Erden walten, wenn die Selbstsucht und Ungerechtigkeit beständig triumphierten. Die Menschen empfinden immer mehr den Druck, der auf ihnen lastet, und seufzen nach Befreiung von demselben. Ja, die Weihnachtszeit belebt aufs neue unsere Hoffnung, daß Christus, der in Bethlehem als Heiland gekommen ist, wieder kommen wird, und daß dann der Tag anbrechen wird, da Liebe, Friede, Gerechtigkeit und Wahrheit regieren werden, da der Engelgesang ganz in Erfüllung gehen wird: „Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen!"

Weihnachtsgruß.



Weihnachtsfest, du Fest der Fre
Reich an Jubel, reich an Glück,
Kehrst im neuen Glanze heute
Wieder licht zu uns zurück.

Weihnachtsfest, du Fest der Lie
Die herab vom Himmelsthron
Einst geführt ins Weltgetriebe
Hat zu uns den Gottessohn!

Weihnachtsfest, du Fest der Gn
Die uns reiches Heil erschließt
Für des Lebens Weg und Pfa
Tausendmal sei uns gegrüßt!

Die Abendschule, published bi-weekly by Louis Lange Publishing Co., Corner Miami St. and Texas Av., St. Louis, Mo.
Subscription price $2.00 per year.
Entered as second-class matter December 16, 1905, at the post office of St. Louis, Mo., under Act of Congress of March 3, 1879.